Frank Steffen

Zwischen Elbe und Störkathen

© VERLAG LUDWIG KIEL

Ludwig

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über https://portal.dnb.de abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

© VERLAG LUDWIG KIEL

© 2025 Verlag Ludwig
Holtenauer Straße 141
24118 Kiel
Tel.: 0431-85464
Fax: 0431-8058305
info@verlag-ludwig.de
www.verlag-ludwig.de

Satz & Layout: Daniela Zietlow

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany

ISBN 978-3-86935-499-6

2025_Steffen.indd 2 10.11.25 16:11

Inhalt

Heinrich Hohmann	5
Class Lüning	9
Heinrich und Pauline	15
Othmar Hasenbeck	19
Hans-Hermann	22
Ja, ja, der Hans …	27
Waldemar	32
Wirtin Katharina	38
Franz Drossel	45
Paul-Hermann Paulsen	49
Hamster Hansi	55
Der Pechvogel	60
Herbert auf Freiersfüßen	63
Der dumme Heini	68
Der olle Harms	75
Biografie	79

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 3 10.11.25 16:11

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 4 10.11.25 16:11

Heinrich Hohmann

Heinrichs Heimat ist ein kleines Dorf in der Nähe von Kellinghusen. Es ist recht schmuck anzusehen und besteht zum größten Teil aus größeren und kleineren landwirtschaftlichen Betrieben und einigen Einfamilienhäusern. Die Bauern leben hier hauptsächlich von Viehwirtschaft auf moorigem Boden. Die eigentliche Dorfstraße liegt an den Ufern einer kleinen Aue, die wiederum ein Nebenfluss der Stör ist.

So ein Dorf, und sei es auch noch so klein, benötigt natürlich einen Bürgermeister, und die Bürger dieses schmucken Dorfes hatten einen – und was für einen! So einen findet man kaum noch, ein richtiges Original, nämlich Heinrich, aufrecht, ehrlich, reell und gottesfürchtig.

Kam man nun zu seinem kleinen reetgedeckten Bauernhof, so sah man das Bürgermeisterschild aufrecht links neben der Eingangstür unten am Boden gegen die Wand gelehnt stehen, denn irgendwann war im Laufe der langen Jahre seiner Bürgermeistertätigkeit der Nagel durchgerostet, das Schild runtergefallen und es blieb dort stehen, bis Heinrich im hohen Alter aus gesundheitlichen Gründen als Bürgermeister abdankte. Einige der kleinen Glasscheiben in der Eingangstür hatten im Laufe der Zeit ihre Stabilität aufgegeben, waren herausgefallen und durch Papiertüten ersetzt worden. Wenn man nun anklopfte und das vielleicht ein bisschen heftig, dann zitterte und wackelte die Eingangstür

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 5 10.11.25 16:11

samt Nebenfenster, und wenn man Pech hatte, fiel noch eine Scheibe raus. Das war aber weiter nicht schlimm, denn leere Futtermitteltüten waren immer vorhanden.

Hatte man nun wiederum Glück, war Heinrich zu Hause. Ein Bild von einem Kerl, mittelgroß, untersetzt, kräftig und Hände wie Klosettdeckel. Sein Gesicht war rund und freundlich und immer mit einem acht- bis vierzehn Tage alten grauen Stoppelbart bedeckt, der eigentlich nur zu feierlichen Anlässen wie Gemeinderatsversammlungen, Hochzeiten, hohen Geburtstagen oder Beerdigungen abgenommen wurde. Weil in so einem kleinen Dorf die feierlichen Anlässe mitunter auf sich warten lassen, wurde der Bart auch manchmal schon zum Vollbart. In diesem schönen Gesicht steckte fast immer eine qualmende Pfeife, die krampfhaft von den noch letzten vorhandenen schwarzen Zahnstummeln festgehalten wurde. Seine Tabakmischung bestand wohl zum größten Teil aus alten Fußlappen und getrocknetem Rindermist, jedenfalls roch es immer danach. Mit dieser Pfeife ist dieser Heinrich mal, es muss so Mitte der 1970er Jahre gewesen sein, ein kleines Malheur passiert. Heinrich pflegte seine wohlverdiente Mittagsstunde im Sommer vor seinem Haus im Schatten herrlicher Kastanienbäume zu machen. Unter diesen Bäumen stand zu diesem Zweck immer ein alter ausrangierter Ohrensessel mit Fußschemel, ein echt antikes Stück, wackelig und etwas verschlissen, aber immer noch stabil genug, um das Gewicht dieses nicht gerade leichten, honorigen Mannes zu tragen.

Heinrich also ließ sich zur Mittagsstunde hernieder und steckte seine heißgeliebte Pfeife an. Hierbei überkam ihn die große Müdigkeit, und bevor er ganz ins Reich der Träume hinüberglitt, steckte er seine noch brennende Pfeife in die obere Brusttasche. Hier fiel die brennende Spezialtabakmi-

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 6 10.11.25 16:11

schung aus dem Pfeifentopf in die Tasche und fing an zu kokeln und zu qualmen. Da so ein alter Bauer sich sagt, »was gut gegen Kälte ist, ist auch gut gegen die Hitze«, hat er auch im Hochsommer sehr viele Klamotten an. So fraß sich nun die Glut während der nicht sehr kurzen Mittagsstunde durch die obere und durch die untere Jacke, dann durch die Weste und anschließend durch das grüne Oberhemd, um nun das früher einmal weiße, wollene Unterhemd in Angriff zu nehmen. Hierbei wurde der Schläfer, er träumte gerade von höheren Schweinepreisen, unsanft geweckt. War es der Schmerz oder der Geruch von sengenden Brusthaaren, ich weiß es nicht?! Jedenfalls sprang Heinrich wie ein geölter Blitz hoch und in den Hofgraben, wo aber leider durch die lange Maitrockenheit kein Wasser drin war. Dabei schrie er wie ein Ferkel, das gerade kastriert werden sollte.

Seine arme Frau, die Martha, kam ganz aufgeregt aus der Küche gezittert. Die Ärmste übersah die brenzlige Situation nicht gleich, dafür aber Heinrich. Er rannte in die Küche und schnappte sich den nächsten Eimer mit Flüssigkeit, es war der Aufwischeimer, und kippte sich diesen über den Leib. Mit dieser beherzten, mutigen Aktion gelang es ihm, den »Brand« unter Kontrolle zu kriegen und auch zu löschen.

In den folgenden Monaten konnte man nun Heinrich durch die obere Jacke, untere Jacke, Weste, das Oberhemd und das wollene Unterhemd bis auf die leicht gerötete und kahlgebrannte Brust sehen, aber diesen Schaden hat die robuste Natur dieses Landmanns wieder von selbst gutgemacht. Auf jeden Fall kann man aber sehen, dass in diesem Haushalt die Wäsche nicht kaputtgewaschen und die Umwelt nicht durch einen hohen Waschpulververbrauch belastet wurde.

Bei einem anderen meiner Kundenbesuche, es war so um die Mittagszeit, traf ich Bürgermeister Heinrich gerade beim

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 7 10.11.25 16:11

Mittagessen an. Die kleine Diele, in die man gleich hinter der Eingangstür gelangte, war gleichzeitig der Essraum. Hier lag Heinrich in Seitenlage auf einem uralten Sofa, links und rechts neben ihm guckten schon die Sprungfedern raus. Die Ärmel hatte er aufgekrempelt und auf dem linken, sehr kräftigen Bauernunterarm lag ein Salzhering, in den er ab und zu mal kräftig reinbiss. Dass der Arm noch ein klein wenig von der morgendlichen Kuhstallausmisterei beschmutzt war, störte ihn nicht weiter. Mit der rechten Pranke griff er hin und wieder auf den Tisch, wo zwischen alten Zeitungen, Dosen, Handwerkszeug und schmutzigem Frühstücksgeschirr ein Topf mit Salzkartoffeln stand. Über allem kreiste der Heimadler (Wellensittich) um die nackte Glühbirne, schaute ab und zu in die Töpfe und ließ hier und da mal ein wenig aus dem hinteren Gefiederteil fallen. Die verwöhnte und gut genährte Katze kam von hinten über die Sofalehne und leckte ab und zu an dem leckeren Salzhering.

Diese Idylle, dieses herrliche Bild des in Seitenlage heringessenden Landmannes, kann man einfach nicht vergessen. Selbstverständlich wurde ich auch zu dem köstlichen Mahl eingeladen, konnte aber leider wegen Übersättigung nicht daran teilnehmen!

So im Alter von etwa Mitte siebzig Jahren ist dieser wackere und aufrechte Landmann dann nach einer längeren Krankheit leider gestorben. Ich bin sicher, dass er gleich in den Himmel gekommen ist.

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 8 10.11.25 16:11

Class Lüning

In der schönen Marsch, gleich hinter dem Elbdeich, wo die Bauern das Glück haben, auf einem Boden von sehr guter Qualität zu ackern, war das liebe Geld eigentlich immer ein bisschen reichlicher als auf den kargen Moor- und Geestböden. Jedenfalls war es früher so, man sieht es an den alten, stattlichen und sehr stolzen reetgedeckten Bauernhäusern. Allerdings, wo viel verdient wird, wird mitunter auch viel ausgegeben. Es ist aber damit nicht unbedingt gesagt, dass der Eigentümer eines so stolzen großen Hofes auch unbedingt viel Geld hat.

Ganz gewiss gut mit Geld bestückt war der eingefleischte Junggeselle Class, dank seiner sehr sparsamen und gut durchdachten Lebensweise. Sein Bauernhof war auch mit guten, stabilen und großen Gebäuden ausgestattet, die aber schon jahrelang in vernachlässigtem Zustand waren, weil Class eben dafür kein Geld ausgeben mochte. Im Rahmen meiner Reisetätigkeit besuchte ich Class immer so am frühen Morgen zwischen 11.30 Uhr und Mittag alle 14 Tage. Zu dieser frühen Stunde war Class selbstverständlich noch nicht aufgestanden, aber schon wach. Betrat man seine Wohnung, stand man zuerst in der Küche. Hierin befanden sich nur ein Herd, ein Kühlschrank und ein riesiger Berg von Eierpappen mit leeren Eierschalen. Ich vermute, dass unter diesem Berg noch ein Tisch stand und eventuell noch ein halber Stuhl, aber das war, wie gesagt, nur meine Vermutung. An der nächsten

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 9 10.11.25 16:11

Tür erforderte es Anstand, dass man dort anklopfte. War Class nun wach, hörte man einen lauten Ruf: »Komm rein!« Schlief er noch selig, hörte man sein Schnarchen. Aber in 80 Prozent der Fälle war er schon wach. War man nun in der guten Stube, sah man vor lauter alten Zeitungen, Klamotten und einigen uralten Möbeln fast gar nichts. Im nächsten Raum, rechts von der Stube, lag Class in seinem Drahtgestell, einem uralten Eisenbett mit Stahlfedermatratze und gelblicher fahler Bettwäsche. Meistens war er am Lesen. Er las die neuesten Nachrichten von vorgestern. Die alten Zeitungen sammelte er von Nachbarn ein, denn eine Zeitung zu abonnieren kostet ja Geld.

So gegen ein Uhr mittags war es dann Zeit aufzustehen, um die Schweine zu versorgen, was er übrigens gut und ordentlich machte. Class war ganz gewiss nicht dumm und wusste, dass ein Vernachlässigen seiner Schweinemast Mindereinnahmen zur Folge gehabt hätte. Hierbei musste er sich beeilen, denn um 14.30 Uhr musste Class zum Essen. Zu diesem Zwecke setzte er sich nach einer kurzen, groben Reinigung seiner Stiefel und Hände in seinen uralten VW-Passat und fuhr zu einem Esslokal ins nächste Dorf. Hier hatte er mit dem Wirt des Lokals ein Abkommen. Ab 14.30 Uhr konnte er für 3,50 DM »Reste« essen, so viel er wollte und konnte – und er konnte! In dem Lokal wurde er in die hinterste Ecke dirigiert, da er nicht gerade wie ein pikfeiner englischer Gentleman aussah, aber die meisten Gäste hatten zu dieser Zeit das Lokal ohnehin schon verlassen. Die Hochmamsell kratzte sämtliche Töpfe und Teller aus und Class aß und aß und aß, denn wenn er schon 3,50 DM am Tag für Essen investierte, dann musste es auch 24 Stunden vorhalten.

Wenn ihn in seinem trauten Heim noch einmal der Hunger überfiel, hatte er ja seine Knickeier aus dem Sonderange-

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 10 10.11.25 16:11

bot, oder zur Not lud er sich auch selbst einmal bei irgendeinem Nachbarn ein. Aber meistens hielt sein Restaurantmahl 24 Stunden vor, denn so ein Bauernmagen ist überaus dehnbar. War nicht gerade Ackerzeit, die er wieder gut und gewissenhaft ausführte, kam nach dem Essen die wohlverdiente Mittagsstunde. Diese erstreckte sich so ungefähr bis zur Tagesschau, anschließend sah er das Fernsehprogramm bis zum Testbild. Dann wurden so gegen Mitternacht die Schweine versorgt.

Eines Nachts hatte Class nun nach getaner Arbeit das Bedürfnis, im nahen Elmshorn noch einen Schaufensterbummel zu machen. Das Risiko, Geld auszugeben, war um diese Zeit auch gleich null, denn die Geschäfte sind in der Nacht dank Ladenschlussgesetz ja alle zu. Class machte wieder seine Reinigung, Gummistiefel und Hände grob waschen, ab in den Passat und rein in die Hauptgeschäftsstraße. Hier lief er von Schaufenster zu Schaufenster, drückte sich die platte Nase noch platter und amüsierte sich, für was für einen Blödsinn seine lieben Mitmenschen doch ihr schönes Geld zum Fenster rauswarfen. Class sah natürlich originell aus, bekleidet mit Gummistiefeln, alter, verschlissener und durchlöcherter Arbeitshose, die von einem Sackband am Runterrutschen gehindert wurde. Dazu trug er eine uralte Lodenjoppe gegen die Nachtfrische und auf dem Stoppelbartkopf eine vom Großvater geerbte Russenmütze aus dem Ersten Weltkrieg, aus deren abgegriffenem Vorderteil die noch vorhandenen Haare rausguckten.

Wie er da so elegant über den Boulevard schlendert, bemerkt er plötzlich einen PKW mit zwei männlichen Personen, der langsam die Prachtstraße rauffährt, umdreht und wieder runterfährt. Dabei betrachten die beiden Insassen den lieben Class argwöhnisch und fahren wieder die Straße lang-

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 11 10.11.25 16:11

sam rauf und runter. Class, im Kombinieren immer schon gut, dachte, die beiden wollen ein Ding drehen und einen Einbruch machen. Er versteckte sich in einem günstigen Moment in einem Hauseingang, um das Auto nebst Insassen zu beobachten. Die beiden wurden jetzt aber ganz rege und fuhren die Straße immer wieder rauf und runter, spitzten die Ohren und guckten und guckten. Zuletzt wurde Class dieses Spiel zu dumm und er betrat aus seinem Versteck heraus die Straße. Der Wagen kam mit aufheulendem Motor auf ihn zugefahren, hielt mit quietschenden Reifen an und die beiden Insassen sprangen heraus und riefen: »Halt, Polizei, stehenbleiben!«

Diese verzwickte Situation entstand, weil die beiden Zivilfahnder dachten, Class wollte einen Einbruch machen und Class dachte umgekehrt. Da er leider keinen Führerschein und keinen Personalausweis bei sich hatte, musste er mit zur Wache. Class aber rief von dort aus, gewitzt wie er war, seinen Nachbarn Heinz an und der arme Mann musste nun nach mühsamem Auffinden von Class' Personalpapieren nachts um 3.30 Uhr nach Elmshorn fahren und den Class aus seiner Zwangslage befreien. Von der Schaufensterbummelei hatte er nun erstmal die Nase voll.

Einmal saß Class an einem heißen Sommertag spät am Nachmittag in einer Gastwirtschaft, was höchst selten vorkam, schon drei Stunden bei einer Cola (war laut Karte das preisgünstigste Getränk). Da betraten zwei ihm bekannte männliche Personen das Lokal, um sich ordentlich einen hinter die Binde zu gießen. Da diese beiden Männer wussten, dass Class ein »armer Millionär« ist, bestellten sie immer gleich für drei Personen und Class hielt beim Trinken wacker und tapfer mit, denn solche günstigen Gelegenheiten, so billig zu einem Rausch zu kommen, wollte er sich natürlich auch nicht durch die Lappen gehen lassen.

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 12 10.11.25 16:11

Naja, aber irgendwann ist ja jedes Fest einmal zu Ende und außerdem musste Class auch noch seine Schweine füttern. So ging es gegen Mitternacht ziemlich angeschlagen mit dem uralten Passat Richtung Heimat. Da das Blut in seinem Manneskörper durch die Trinkerei weniger und der Alkoholgehalt höher geworden war, war seine Fahrweise auch dementsprechend. Er fuhr von schräg nach links und quer, aber immer schön langsam. Plötzlich sah Class leicht umnebelt in weiter Ferne das rote Licht einer Polizeikelle. Nun trat aber seine gesamte Gewitztheit und Bauernschläue in Aktion, er fuhr sofort rechts ran, riss die Fahrertür auf und schmiss sich nach hinten auf die Rücksitzbank, wo er augenblicklich in einen tiefen, festen Schlaf versank.

Dem Polizeibeamten war dieses unnatürliche Verhalten aufgefallen, er konnte aber wegen der Dunkelheit diesen Vorgang nicht definieren. Der Beamte lief sofort hin zu Class' Passat, sah ihn auf der hinteren Schlafbank schlafen und weckte den armen Class unsanft auf. Class tat ganz überrascht und erstaunt (besser hätte kein Schauspieler spielen können) und fragte: »Wo ist er, der Fahrer? Ich hatte ihm 50 DM gegeben, damit er mich nach Hause bringt, denn ich fahre nie, wenn ich getrunken habe!« Der arme Polizist leuchtete noch die Umgebung ab, konnte aber keine Person entdecken. Er nahm an, dass der Fahrer auch etwas getrunken oder sonst was auf dem Kerbholz hatte und darum die Flucht ergriffen hatte. So konnte Class nichts Böses nachgewiesen werden und er war prima aus der brenzligen Situation heraus. Ansonsten wäre er sicherlich für einige Monate Fußgänger geworden.

Eines Tages hörte Class so hintenrum, dass die beiden heranwachsenden Söhne seiner ältesten Schwester sich um seinen schönen Bauernhof stritten, wer ihn wohl erben würde, weil Class, da Heiraten eine teure Angelegenheit ist, doch nie heiraten würde. Kurzerhand machte Class allen einen

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 13 10.11.25 16:11

Strich durch die Rechnung und verkaufte seinen Hof an einen Nachbarn auf Leibrente im Alter von 40 Jahren. Aber seine zukünftigen Erben können beruhigt sein, bei seinem Lebensstil und seiner Gabe im Umgang mit Geld wird er eines Tages als vielfacher Millionär ins ewige Reich eingehen. Ich hoffe aber, dass bis dahin noch viele Jahre vergehen.

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 14 10.11.25 16:11

Heinrich und Pauline

In einem Dorf in der Nähe von Krempe haben Heinrich und Pauline ihren schmucken Bauernhof. Der Hof ist sauber und adrett und nett anzusehen, genau wie die beiden Bauersleute, die ich in all den Jahren meiner Reisetätigkeit nur freundlich, nett und fröhlich erlebt habe. Zudem waren sie auch sehr gastfreundlich, und sie hatten immer Zeit für eine Tasse Kaffee und einen kleinen Klönschnack. Sie betrieben auf ihrem Hof hauptsächlich Milchwirtschaft und Ackerbau.

Heinrich hatte ein Hobby und das war die Jagd, aber er hatte auch eine Leidenschaft und das war das »Blasen«, das Ins-Jagdhorn-Blasen. Darin war er ein wahrer Könner. Bei Beginn der Jagd wurde die Jagd angeblasen und abgeblasen. Hatte einer seiner Jagdkameraden ein wichtiges Fest, zum Beispiel Hochzeit, Silberhochzeit, Goldene Hochzeit, oder ging einer gar in die ewigen Jagdgründe ein, wurde von den Jägern wieder geblasen, und zwar laut, deutlich und unüberhörbar. Damit das Blasen in so einem Blasclub immer gut klappte, wurden selbstverständlich die Übungsabende in einer netten Gastwirtschaft abgehalten. Da aber alle Bläser Könner auf ihrem Gebiet waren, wurde hier mitunter mehr in die Gläser als in die Hörner geblasen. Weil das so schön war und Spaß brachte und es auch sehr viel zu erzählen gab, dauerte so ein Übungsabend meistens weit bis nach Mitternacht. Nach so einem besagten Übungsabend, die Bläser hatten fast alle tüchtig in die Gläser geblasen, ging es dann heimwärts.

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 15 10.11.25 16:11

Heinrich stieg leicht angesäuselt in seinen VW-Käfer. Er war bestimmt nicht betrunken, denn er war ein großer, stattlicher Kerl und in den passte eine Menge rein, aber es waren vielleicht ein oder zwei Gläser zu viel.

Na, jedenfalls der Käfer, zuverlässig wie immer, sprang an und schnurrte los in Richtung Heimat. Je näher er nun an seinen Heimatort herankam, umso nebliger wurde es. Zuletzt konnte er nur noch fünf Meter weit sehen. Heinrich, aber bestens mit dem VW-Käfer und den heimatlichen Straßen vertraut, fuhr ganz langsam und vorsichtig und schön rechts. Nun passierte er das Ortsschild. Jetzt musste er bis zur Kreuzung, dann rechts abbiegen und nach einer Weile wieder rechts abbiegen und dann der erste Hof links, das war seiner, da war er zu Hause. Wie er da so langsam im Nebel fuhr und dann hinter der Kreuzung rechts abbog, fing der Käfer an zu schütteln und zu rütteln, klapperte und schepperte wie zehn alte Mülleimer. In dem Moment fiel es Heinrich wie Schuppen von den Augen. Durch Nebel, Müdigkeit und Alkohol bedingt, war er zu früh rechts abgebogen. Heinrich befand sich mit seinem Käfer auf den Eisenbahngleisen der Hauptstrecke Hamburg–Westerland.

Was nun, was tun? Er war sofort hellwach. Zurück? – War schlecht, und außerdem bestand keine Chance, unerkannt zu entkommen. Also, im Vertrauen auf seinen Käfer vorwärts und dann beim nächsten Bahnübergang links ab! Wie er da so vorwärts von Bahnschwelle zu Bahnschwelle hüpfte und sprang, durchgeschüttelt und durchgerüttelt, plötzlich ein Kreischen, der Käfer drehte durch und nichts ging mehr; der Käfer war nicht mehr vor- und zurückzubewegen. Dem Fahrer wurde ganz mulmig und angst und bange. Heinrich stieg aus und nach langem Hin und Her stellte er fest, der Käfer saß in einer Weiche. Zum Glück hatte der Schrankenwärter

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 16 10.11.25 16:11

aus dem Dorf, aufmerksam wie ein Beamter nun einmal sein soll, alles beobachtet und alle Züge, die diesen Schienenweg in den nächsten Stunden passieren sollten, gestoppt. Ebenso wurden die Bahnpolizei und die Polizei alarmiert. Heinrich saß in der Falle!

Der Käfer wurde mitten in der Nacht per Feuerwehr von den Schienen gezogen und Heinrich musste wieder blasen, und zwar in die »Tüte«. Das Ergebnis dieser abenteuerlichen und gefährlichen Reise war eine Geldstrafe und Heinrich war für die nächste Zeit Fußgänger und Radfahrer.

Die Jahre gingen nun so ins Land und Heinrich war immer noch »Bläser«, aber er passte jetzt auch auf, dass er an einem Übungsabend nicht zu sehr ins Glas blies, denn ein gebranntes Kind scheut das Feuer! Er war bestimmt kein Säufer, nein, das war er nicht, aber trotzdem, so ganz bei Apfelsaft und Limonade konnte er auch nicht den ganzen Abend verbringen.

Nach so einem Übungsabend stieg Heinrich nun in seinen VW-Golf, er war inzwischen auf Golf umgestiegen, und fuhr los in Richtung Pauline. Nach einem Blick in den Rückspiegel merkte er, dass noch ein Wagen circa 150 Meter hinter ihm gestartet war. Jetzt wurde ihm ganz mulmig, das war bestimmt ein Streifenwagen der Polizei! Heinrich hatte zwar nicht viel getrunken, aber ein paar Körnchen und Bierchen waren es doch. Er fuhr mit Vollgas, alles, was der 50-PS-Golf hergab, in Richtung Heimat. Der andere Wagen hinterher. Im Schein einer Straßenlaterne stellte Heinrich fest, dass sein Verfolger tatsächlich ein Streifenwagen war. Heinrich fuhr, als wenn es um sein Leben ginge. Endlich war er auf seinem Hof. Er stieg voll in die Bremsen, raus aus dem Golf und ab in den Garten und auf den nächsten Apfelbaum. Oh Schreck, er hatte vergessen, den Wagen abzustellen, aber dazu war es

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 17 10.11.25 16:11

bereits zu spät, denn inzwischen war der Streifenwagen schon da, bestückt mit zwei Polizisten. Die beiden weckten Frau Pauline unsanft durch Klingeln und Klopfen. Die arme Frau hatte nun aber auch wirklich keine Ahnung, wo ihr Heinrich steckte. Gemeinsam wurde alles nach ihm abgesucht, Wohnhaus, Ställe und Scheunen.

Heinrich saß indes in seinem Apfelbaum, sah sich alles von oben an und fror und fror und fror, denn es war bereits November und recht nasskalt. Endlich, nach über einer Stunde, verließen die beiden Polizisten den Hof, aber nicht ganz, sie legten sich 150 Meter weiter auf die Lauer. Heinrich wäre fast vor Kälte wie ein Fallapfel vom Baum gefallen. Nach einer weiteren Stunde gaben seine Bewacher endlich auf. Am nächsten Tag hatte Heinrich eine prima Erkältung und eine noch bessere Ausrede. Er erzählte den Polizisten, er wäre sofort zum Nachbarn rübergelaufen, denn da war im Kuhstall Licht, weil eine Kuh kalben sollte und er wollte helfen, von einer Verfolgung hätte er gar nichts bemerkt.

Seitdem trank Heinrich nur noch Apfelsaft. Fast nur noch!

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 18 10.11.25 16:11

Othmar Hasenbeck

Othmar lebte mit seiner Familie (Frau, zwei Töchtern und Schwiegermutter) in einem Dorf in der Nähe von Kellinghusen. Die Hofstelle war klein und trotz Zupacht einiger Hektar konnte er nur circa 20 bis 25 Kühe und Nachzucht halten. Er war sozusagen ein Kleinbauer. Von Gestalt war Othmar nicht groß, dafür aber umso breiter. So rund wie sein stets freundliches Gesicht war auch sein Bauch. Auf der Nase trug er eine sehr dicke Brille, denn er war sehr kurzsichtig. Aus diesem Grunde durfte Othmar auch nie einen PKW-Führerschein machen, und sein kleiner Traktor wurde auf Verlangen der Verkehrsbehörde auf acht Kilometer pro Stunde Höchstgeschwindigkeit gedrosselt. War nun irgendwas zu besorgen oder zu erledigen, wurde dies mit dem Traktor, Drahtesel oder Bus gemacht. Othmars Familie war sehr bescheiden und anspruchslos, und somit langten diese Fortbewegungsmöglichkeiten auch vollkommen aus. Außer gut und reichlich zu essen hatte Othmar eigentlich nur ein Hobby, und das war im Sommer bei großer Hitze das Baden.

An einem besonders heißen Junitag, Othmar hatte am Nachmittag Rüben gehackt und dabei geschwitzt wie ein Pferd beim Jauchefahren, schwang er sich auf seinen Traktor und raste mit acht Kilometern pro Stunde in Richtung Hörner Au. Dieser kleine Fluss hatte noch richtig sauberes Wasser und war nicht so tief, dass man unbedingt ertrinken konnte. Außerdem war man hier fast immer ungestört. An

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 19 10.11.25 16:11

der Au angekommen, fing der Leib- und Seelebauer nun an, sich zu entkleiden. Da Othmar auch die Ansicht hatte, was gut ist für die Kälte, ist auch gut für die Hitze, waren es selbst an heißen Tagen so allerhand Klamotten. Am mächtigen Oberkörper waren es Mütze, Arbeitsjacke, grüne Strickweste, Arbeitshemd und Baumwollunterhemd. Der untere Bauernteil war von Arbeitshose, langer Unterhose, Arbeitsstiefeln und Wollsocken zu befreien. Die kurze Unterhose blieb beim Baden am Körper, um seine besonderen Geschlechtsmerkmale zu verdecken. Die grüne Strickweste war ein besonders gutes Stück, die hatte seine Frau Anneliese ihm vor etlichen Jahren zu Weihnachten geschenkt, natürlich selbstgestrickt.

Othmar stürzte sich nun ganz vorsichtig in die Fluten, badete und strampelte, schwamm hin und her und schnaufte wie ein Walross beim Liebesakt. Hatte er sich nun genug abgekühlt und das Wasser aufgewirbelt, zog er sich wieder an, schwang sich auf seinen Traktor und freute sich schon wieder während der Heimfahrt auf seine riesige Portion Bratkartoffeln mit Spiegeleiern und Speck. Wie er nun in der heimatlichen Küche so am Tisch sitzt und die Leckerbissen in sich hineinschiebt, stellt seine liebe Frau Anneliese entsetzt fest, dass ihm die grüne Strickweste fehlt, Othmar hatte sie nicht an. Er murmelte beruhigend auf seine Frau ein:

»Die hab' ich wohl in der Au vergessen, ich fahre gleich wieder hin und hole sie!« Gleich nach dem Essen ging es mit dem Traktor sofort wieder los zur Hörner Au. Dort angekommen, begann sofort die Suche. Doch so sehr er auch suchte, krabbelte und fühlte, die grüne Strickweste war nicht zu finden. Ganz niedergeschlagen fuhr Othmar nach Hause. Dort schimpfte er wie ein Rohrspatz über die Schlechtigkeit seiner Mitmenschen, denn es konnte gar nicht anders sein, die Weste hatte man ihm während des Badens geklaut.

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 20 10.11.25 16:11

Die Tage und Wochen gingen so ins Land, es gab viel zu tun. Das Heu musste eingebracht werden und außerdem, wie meistens in Schleswig-Holstein während der Heuernte, das Wetter war schlecht, regnerisch und kühl. Aber danach, so Mitte August, gab es wieder eine Wärmeperiode bis 30 Grad Celsius im Schatten. Da Othmar viel zu tun hatte, und das nicht nur im Schatten, so hatte er auch nicht viel vom Schatten: Die Wassergräben mussten ebenfalls gereinigt werden und zwar per Hand, denn am ersten September erfolgte die Abnahme vom Wasserverband.

An einem sehr warmen Augustabend packte Othmar dann auch schon wieder die Badelust und er traktorte zum zweiten Mal in diesem Sommer zur Hörner Au. Nach dem kühlenden Bade wieder zu Hause angekommen, machte seine liebe Frau Anneliese einen Freudenschrei, so laut, dass fast das ganze Dorf etwas davon hatte. Es war unglaublich, Othmar hatte die grüne, handgestrickte Strickweste wieder an. Kleinlaut gab er zu, dass er das gute Stück im Juni nach dem Baden aus Versehen zuerst angezogen hatte und dann das Unterhemd darüber.

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 21 10.11.25 16:11

Hans-Hermann

Bei diesem Doppelnamen wusste jeder im Dorf und in der Umgebung gleich Bescheid, dass es sich hier um zwei Jungen handelte, nämlich um Hans und Hermann. Sie waren zwei richtige Lausbuben mit dem Herz am richtigen Fleck. Beide waren Bauernsöhne und Nachbarn. Ihr Heimatdorf ist ein kleines Dorf aus der Geest zwischen Itzehoe und Kellinghusen gelegen. Die beiden Jungen waren damals elf und zwölf Jahre alt. Hermann war der etwas kleinere, aber er hatte es faustdick hinter den Ohren. Wenn etwas auszufressen war, dann kam die Idee meistens von Hermann. Hans war etwas stiller, aber wollten sie jemandem einen Streich spielen, so war der Hans stets mit Begeisterung dabei. Bei einem meiner Kundenbesuche zeigte mir Hermann voller Stolz seine neuerworbenen Kaninchen. Es waren zwei weibliche, Zippen genannt, und ein männliches, ein Bock. Mit Begeisterung hatte er einen gewaltigen Kaninchenstall gebaut, gleich auf Zuwachs bedacht, denn jeder weiß, dass Kaninchen sich schnell vermehren. Hans hatte natürlich fleißig mitgeholfen und so kam es, wie es kommen musste, eines Tages bekam die eine Zippe acht Kaninchenbabys. Hermann war stolz, als wenn er selbst der Vater wäre. Diese sollten natürlich später, wenn sie schwer genug waren, als Schlachtkaninchen verkauft werden, um das Taschengeld aufzubessern.

Ich bestellte schon gleich ein Kaninchen, denn so ein Kaninchenbraten mit Rotkohl, das ist etwas Herrliches! Die

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 22 10.11.25 16:11

Wochen gingen ins Land, die zweite Zippe hatte fünf Junge geworfen und die jungen Kaninchen wurden größer und schwerer. Eines Tages sagte dann Hermann zu mir: »Herr Steffen, wenn du das nächste Mal wiederkommst, dann kannst du dein Kaninchen mitkriegen, selbstverständlich geschlachtet und bratfertig!« Vierzehn Tage später war es dann so weit, ich fuhr auf den Hof und sah auch schon Hermann. Er schluchzte und machte ein ganz trauriges Gesicht, sogar einige Tränen waren zu sehen. Oh Gott, dachte ich, das Kaninchenschlachten ist ihm wohl bös an die Nieren gegangen. Hermann fing auch gleich an zu erzählen: »Herr Steffen, Herr Steffen, mein Vater hat, mein Vater hat das Kaninchen totgehauen.« Dazwischen war immer wieder sein Schluchzen. Nun musste ich aber diplomatisch vorgehen und fing an, beruhigend auf Hermann einzureden: »So ist das nun mal mit den Tieren, sie sind doch dazu da, um gegessen zu werden. Dein Vater hat ja auch Schweine und Schlachtrinder, die dazu da sind, die Menschen mit Fleisch zu versorgen, und davon lebt eure Familie ja auch zu größten Teil. Deine beiden Zippen bekommen doch laufend wieder Junge, und deine Einnahmen sind dadurch doch auch nicht schlecht!« Verständnislos und ungläubig guckte Hermann mich mit großen Augen an und fing wieder an zu schluchzen: »Aber ich, aber ich wollte das Kaninchen doch tot hauen!« Ich war sprachlos, mir fiel nichts mehr ein. Aber in den nächsten Jahren blieb Hermann mein Kaninchenlieferant.

Als ich mal wieder auf Hermanns Hof kam, fragte er mich, ob ich nicht ein Kaninchen haben wolle. Aha, dachte ich, Hermann braucht Geld. Okay, antwortete ich, wenn ich in vierzehn Tagen wiederkomme, dann nehme ich es mit. »Es ist schon fertig«, antwortete er und holte es gleich. Zehn Mark wechselten den Besitzer und am Sonntag schmorte das

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 23 10.11.25 16:11

Kaninchen bei uns im Ofen, um anschließend schon garniert auf den sonntäglichen Mittagstisch zu kommen. Uns blieb der erste Bissen schon im Halse stecken. Es schmeckte, als wenn das Kaninchen acht Tage lang in drei Wochen lang getragenen alten Fußlappen eingewickelt worden wäre. Selbst unser Hund Willi, der sonst alles fraß, rümpfte die Nase. Wie sich später herausstellte, hatte Hermann, dieses Schlitzohr, das Kaninchen morgens tot im Stall gefunden und noch schnell zu Geld gemacht. Auf meine Reklamation hin wurde ich aber anstandslos sofort mit einem frischen Kaninchen entschädigt.

An einem heißen Julitag in der Ferienzeit machte ich gerade wieder einen Kundenbesuch bei Hermanns Vater. Ich parkte mein Auto im Schatten der riesigen Hofeiche. Nach der etwa zwanzigminütigen geschäftlichen Besprechung, ich wollte mein Auto gerade wieder besteigen, oh Schreck, stellte ich fest, dass es über und über mit einer braungrünlichen Masse besprenkelt war. Ich roch daran, kein Zweifel, das war Scheiße, und zwar menschliche Scheiße. Nachdenklich kratzte ich an meinem nicht mehr ganz behaarten Kopf, wie kommt die Scheiße auf mein Auto? Automatisch guckte ich die Eiche rauf und siehe da, auch an den Ästen und Blättern dieses stolzen Baumes klebte Scheiße. Aber einen Baum, der scheißt, das gibt es doch nicht, davon hatte ich noch nie gehört. Ich begann, den Baum näher zu betrachten und siehe da, die beiden Lausbuben Hans und Hermann saßen im Geäst ziemlich weit oben und waren mucksmäuschenstill. Inzwischen hatten Hermanns Eltern die Situation mitbekommen und den beiden Jungs wurden ziemlich barsch vom Baum runtergeholfen. Sie mussten über die Äste und Zweige mit menschlichen Exkrementen runtersteigen und waren, unten angekommen, mit ihrer eigenen Scheiße beschmiert.

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 24 10.11.25 16:11

Ich musste lachen und die beiden mussten nach der fälligen Strafpredigt mein Auto waschen.

Die beiden erzählten mir später, dass sie vorher bei Heinrich Zeiske Pflaumen geklaut hatten, die waren zwar noch nicht ganz reif (da geklaut). Eine Stunde später oben im Eichenbaum bekamen die beiden unheimliches Bauchweh, dadurch erklärte sich alles. Überhaupt hatte der alte Zeiske es den beiden besonders angetan, sie spielten ihm gerne mal einen Streich oder klauten in seinem Garten Obst, obwohl sie zu Hause genug davon hatten. Der Zeiske konnte sich so prima aufregen und war öfters mit dem Knüppel hinter ihnen her, und das war immer so schön spannend. Im Winter rollten die Bengels ab und zu mal einen riesigen Schneeball vor seine nach außen aufgehende Haustür, um ihn dann mit Fensterklopfen nach draußen zu locken. Von einem sicheren Versteck aus beobachteten sie dann, wie der Alte schimpfend und fluchend aus dem Fenster stieg. Einmal bei diesem zu schönen Schauspiel, der alte Zeiske stieg gerade aus dem Fenster und schimpfte und fluchte gar nicht, wurden die Bengels leichenblass, denn hinter dem Alten sprang ein riesiger, knurrender Schäferhund aus dem Fenster. Sie wussten gar nicht, dass er inzwischen einen Hund hatte. Der Alte tat so, als hätte er die beiden Bengels nicht bemerkt und band den Hund mit seiner Leine an den Apfelbaum, auf dem sie saßen. Seelenruhig grinsend beseitigte der alte Zeiske den Schneeball vor seiner Haustür, ging ins Haus und beobachtete vom Fenster aus das sich jetzt wohl anlaufende Drama. Der Hund hatte nämlich die beiden Baumbesetzer entdeckt, er knurrte, kläffte und zerrte gefährlich an der Leine. Trotz der winterlichen Temperaturen war den beiden auf dem Baum ganz heiß. Was nun, was war zu tun, wie konnten sie sich aus dieser misslichen Lage befreien? Gewitzt, wie sie waren, suchten sie

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 25 10.11.25 16:11

sich den am längsten herausragenden Ast des Baumes, hangelten an diesem bis zum äußersten Ende, ließen sich fallen und liefen weg, so schnell sie konnten. Da der Hund ziemlich kurz angebunden war, konnte er sie nicht erreichen. Fortan hatte der alte Zeiske aber seine Ruhe, denn mit dem großen Schäferhund in Konflikte zu geraten, das war den Bengels nun doch zu gefährlich.

An einem schönen Sommertag fahre ich so gemütlich über die Dorfstraße, da sehe ich eine große Geldbörse am Straßenrand liegen. Ich rechts ran, raus und hin. Nichts, keine Geldbörse zu sehen, sosehr ich auch schaute. Na, da hast du dich wohl geirrt, dachte ich und fuhr weiter. Nach einer halben Stunde fuhr ich zurück und sah sie wieder, die Geldbörse. Ich ließ sie nun aber nicht mehr aus den Augen und siehe da, die Geldbörse verschwand durch das Straßenrandgras in Richtung Dornenhecke. Hinter dieser saßen Hans und Hermann und zogen die Geldbörse, an der ein schwarzer Zwirnsfaden befestigt war, zu sich heran. Sie freuten sich königlich und grinsten wie Honigkuchenpferde, dass wieder mal jemand auf ihren Spaß reingefallen war. Ich freute mich mit ihnen. Von diesen beiden Lausbuben könnte ich allein ein Buch vollschreiben. Inzwischen sind aus Hans und Hermann zwei tüchtige, fleißige und stattliche Bauern geworden, die immer noch für jeden Spaß zu haben sind und das ist gut so!

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 26 10.11.25 16:11

Ja, ja, der Hans …

In der Nähe von Itzehoe, dicht an der Stör, hatte Hans seinen Bauernhof in einem Reihendorf. Hier lebte er mit Frau und Kindern. Die Gebäude waren uralt und für die heutige Zeit viel zu klein und eng. Aber Hans war ein ordentlicher Bauer und hielt alles ziemlich gut in Schuss. Selbst seine Maschinen und Traktoren waren, obwohl sehr alt, immer in einem ordentlichen Zustand. Der Hof war nicht allzu groß und das Land war nicht das beste, es war anmoorig. Zum Hof gehörte auch ein riesiger alter Obst- und Gemüsegarten, der von seiner Frau mit Liebe gepflegt wurde. Im Großen und Ganzen bot dieser reetgedeckte Bauernhof ein idyllisches und gepflegtes Bild, man hatte als Außenstehender den Eindruck, hier wohnen und wirtschaften ordentliche Leute, aber Geld haben sie nicht.

Selbst Hans, mittelgroß und hager von Statur, sah in seinen fünfundzwanzigmal geflickten Arbeitsanzügen ärmlich aus. Auch der PKW, heute ja für die meisten Leute das Statussymbol Nr. 1, war klein und uralt. Selbst die drei Kinder wuchsen bescheiden und ärmlich auf, aber in dieser anspruchslosen Familie war eine Harmonie und eine Fröhlichkeit und Zufriedenheit, wie sie eigentlich viel zu selten zu finden ist. Ich war stets sehr gerne da und bekam auch immer, wenn meine Zeit es erlaubte, einen Kaffee angeboten. Hans war ein fairer und stets korrekter Geschäftspartner.

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 27 10.11.25 16:11

Arbeit selbst war genug auf dem Hof, da der Viehbestand mit der Zeit immer größer und größer wurde und so waren bald alle Gebäude im Winter voll mit Rindvieh. Hans hatte im Winter viel zu tun; es wurde gemolken, gefüttert und ausgemistet – und das fast alles, da die Gebäude alt und unpraktisch waren, per Hand, mit Forke und Schubkarre. Bei einem meiner Kundenbesuche, es war Frühling, machte Hans jedoch ein sorgenvolles Gesicht, rannte mit einem Maßband hin und her, schrieb, notierte Zahlen und maß von neuem. Dabei schimpfte und fluchte er vor sich hin und redete mit sich selbst, so wie ich es überhaupt nicht von ihm kannte. Auf meine Frage, was ihm denn über die Leber gelaufen sei, antwortete er nicht so recht und brummelte sich nur missmutig etwas in den Bart, was ich nicht so recht verstehen konnte.

Aber dann fing er doch an zu reden: »Ich weiß ja, dass du verschwiegen bist, und darum erzähle ich dir jetzt, dass ich einen Kuhstall bauen will, so einen modernen Laufstall mit Spaltenboden und Fischgrätenmelkstand für 60 Kühe. Der wird so circa 350.000 DM kosten. Dafür gibt es von der EWG an die 100.000 DM Zuschuss und für circa 130.000 DM würde ich einen ganz billigen Kredit kriegen, da ja von der Bundesrepublik 5 Prozent Zinszuschuss bezahlt werden und 120.000 DM müsste ich allein aufbringen und das wäre der wunde Punkt.« Das ist natürlich nicht so einfach, ging es mir durch den Kopf, mit Zinsen und Abtrag kosteten 120.000 DM Kredit allein circa 12.000 DM pro Jahr.

Und jetzt kam es ganz dicke, hiermit hätte ich nie im Leben gerechnet. Hans sagte jetzt ganz trocken und ernst: »Das Geld brauche ich nicht aufzunehmen, das habe ich. Ich habe einige Hunderttausend Mark auf verschiedenen Banken festgelegt und die bringen immer so schöne Zinsen, wofür ich nicht arbeiten muss, aber für 120.000 DM weniger auf

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 28 10.11.25 16:11

der Bank würde ich weniger Zinsen kriegen und das ist ärgerlich!« Ich war von den Socken; Hans, der arme Moorbauer …

Naja, Hans baute seinen Kuhstall. Er konnte noch einige Zigtausend retten, da er fleißig mit anpackte. Die Jahre gingen so ins Land, der Viehbestand wurde immer größer und es wurden noch verschiedene Hektar dazugekauft. Hans war nun mit der Zeit ein wohlhabender Bauer geworden, aber man sah ihm das nicht an. Natürlich gebraucht man auf so einem Hof auch des Öfteren mal einen Handwerker, denn es geht mal was kaputt oder es muss mal was erneuert werden. Da heute viel mit elektrischen Geräten, Motoren und Maschinen gearbeitet wird, ist ein Elektriker auch häufig auf den Bauernhöfen anzutreffen. Eines Tages, es war Anfang September, hatte Hans Probleme mit einem Elektromotor und so musste Erich, der Elektromeister aus dem nahen Itzehoe, kommen. Erich kam und sah im Obstgarten die goldenen Äpfel an den Bäumen. Er schnappte sich einen und biss herzhaft hinein und war voller Lob, die seien prima, die schmeckten süß und aromatisch und er hätte gerne 30–40 Pfund davon. Hans, nicht kleinlich und in Erwartung, dass die Handwerksmeisterrechnung eventuell nicht ganz so saftig ausfallen würde, sagte ihm gönnerhaft, er sollte sich man so viele Äpfel abpflücken, wie er haben wollte, denn es waren ja mehr als genug da. Für die Äpfel solle er auch nichts bezahlen, die habe er frei. Aber Erich erwiderte gleich: »Nein, nein, zum Pflücken hätte ich keine Zeit, denn Zeit ist Geld! Aber Hans könnte ihm ja mal bei Gelegenheit welche vorbeibringen.« Hans sagte zu.

Erich machte den alten Elektromotor in kurzer Zeit wieder flott, trank noch eine Tasse Kaffee und fuhr wieder vom Hof. Nach einigen Tagen kam schon die Rechnung von Erich und die war gesalzen hoch. Es war alles fein säuberlich auf-

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 29 10.11.25 16:11

gelistet: Anfahrt, Abfahrt, Arbeitszeit (in die natürlich die Kaffeepause mit hineingerechnet war), jede Schraube, jede kleine Scheibe, Sicherung und Kabel. Hans schluckte und wunderte sich, die kleine Handwerkerstunde kostete ihn den Gegenwert von circa 200 Litern Milch. Naja!

Am nächsten Sonntag stand Hans morgens beim Elektromeister Erich mit zwei großen Körben voller goldgelber, süßer und saftiger Äpfel vor der Tür. Erich war hocherfreut und bat Hans zu einem Bier und Schnäpschen herein. Hans antwortete: »Zeit ist Geld« und wollte gleich lieber fahren. Erich ließ aber angesichts der Äpfel nicht locker und so ging Hans doch mit in die gute Stube, um ein oder zwei Bierchen und Schnäpschen zu trinken. Aber nach einer guten halben Stunde stand Hans auf und sagte: »Ich muss gehen, denn Zeit ist Geld.«

Erich vergewisserte sich noch einmal, ob die Äpfel auch umsonst seien und Hans antwortete: »Ja, ja, die Äpfel hast du nicht zu bezahlen, die Äpfel sind umsonst.« Drei Tage später flatterte bei Erich eine Rechnung ins Haus:

50 Pfund Äpfel frei:	0,00 DM
¾ Std. Pflückzeit:	30,00 DM
Anfahrt: 12 km	6,00 DM
Abfahrt:	6,00 DM
½ Std. Aufenthalt:	20,00 DM
2 Körbe je 4,00 DM:	8,00 DM
	70,00 DM
13 % Mehrwertsteuer:	9,10 DM
	79,10 DM

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 30 10.11.25 16:11

Erich staunte nicht schlecht, Hans hatte sich ganz nach seinen Preisen gerichtet. Die Äpfel aber, die waren frei!

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 31 10.11.25 16:11

Waldemar

Wo Waldemar geboren war, das wusste eigentlich keiner so genau. Ich glaube, so ganz genau wusste er es auch selbst nicht. Nach seinem Dialekt zu urteilen, muss seine Wiege irgendwo in den Masuren gestanden haben. Waldemar war von Statur eher klein und hager. Sein Kopf war nicht der typische Ostpreußenkopf, sondern eher schmal und lang. Gott sei Dank, sonst wäre er ja noch kleiner gewesen. Der Kopf hing zwischen zwei riesengroßen Ohren, die total waagerecht vom Kopf abstanden. Mitunter hatte man sogar den Eindruck, dass er – besonders in Aufmerksamkeit erfordernden Situationen – seine Lauscher noch weiter nach vorn stellen konnte. Mit dem rechten Ohr hatte er ein Problem, denn das produzierte laufend Ohrenschmalz in nicht geringer Menge. Dieses quoll da immer heraus und schmierte so seinen Hals.

Von den Zähnen waren noch einige große schwarze Hauer erhalten, man konnte sein Alter daran aber nicht so genau feststellen; er muss damals so Ende vierzig gewesen sein. Seinen Rasierapparat benutzte er auch nur recht wenig und unregelmäßig. Seine Arbeitsklamotten schlotterten um seinen dünnen Körper und da bei ihm jedes Kleidungsstück total aufgetragen wurde, bot seine Gestalt schon ein herrliches Bild.

Waldemar betrieb in den ersten Jahren seiner landwirtschaftlichen Laufbahn eine kleine Landstelle so fast mitten in einer Kleinstadt in Schleswig-Holstein und so kam es, wie es

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 32 10.11.25 16:11

kommen musste: Eines Tages konnte er für gutes Geld Bauland verkaufen. Waldemar, nicht dumm, ließ sich vom großen Geldsegen nicht verführen. Er ließ sich auf dem Baugelände gleich zwei Doppelhäuser mitbauen, die er anschließend vermietete. Die restliche Kleinbauernstelle hatte er mit dem verbliebenen Land auch verpachtet. Und da noch Geld übrig war, kaufte er sich wieder einen kleinen Bauernhof am Stadtrand einer anderen Kleinstadt. Die Gebäude waren der Hofgröße entsprechend ziemlich klein und verfallen und auch das Land war nicht gerade gut. Es war moorig, ziemlich nass und stark verunkrautet. Das meiste Land war Grasland und so betrieb er hier mit seiner Frau und seiner Schwiegermutter eine kleine Milchwirtschaft. Da um 1970 herum die Lage der Landwirtschaft nicht gerade rosig war, bekam er das ganze Anwesen ziemlich billig, sozusagen für einen Spottpreis.

Ich besuchte Waldemar im Rahmen meiner Geschäftstätigkeit immer am späten Nachmittag so gegen 17.00 bis 17.30 Uhr, wohlweislich als letzten Kunden, denn er hatte auch so einen eigenen Arbeitsrhythmus. Kam ich da nun an und es war Sommerzeit, saß Schwiegermutter, sie war mindestens über achtzig Jahre alt, auf einem Stuhl vor der Tür und sägte Holz, das auf einem Sägebock lag. Sie sägte ganz, ganz langsam, was bei ihrem Alter kein Wunder war, aber sie sägte! Mitunter schlief die alte Frau auch dabei ein, so dass man meinte, sie sei tot. Für die Feuerung gab Waldemar kein Geld aus und es genügte, wenn Oma den geringen Winterbedarf so im Sommer zusammensägte. Ich glaube, Oma wäre im Sommer morgens zum Holzbock raus- und abends wieder reingetragen worden, da sie fast nicht mehr laufen konnte.

Dicht neben der Eingangstür war ein riesiger bissiger Schäferhund angebunden, der kläffte und knurrte und zerrte an der nicht gerade vertrauenerweckenden rostigen Kette, so

© VERLAG LUDWIGSFELD

2025_Steffen.indd 33 10.11.25 16:11

dass mir die Knie schlotterten. Ich war immer heilfroh, dass diese Anbindevorrichtung nie gerissen ist. Durch den riesigen Lärm des Hundes war Waldemar dann um circa 17.30 Uhr aus seiner Mittagsstunde erwacht, man hörte von draußen seine schlurfenden Schritte, knarrende Türen und das Gerassel seines Schlüsselbunds.

Vorsichtshalber hatte Waldemar sich immer selbst eingeschlossen, man weiß ja nie! Erst nach einem »Wer ist da?« und wenn er dann meine Stimme erkannt hatte, schloss er auf, grinste mich an und bat mich in die gute Stube. Zuerst durchquerte man eine kleine Diele, die voll von Gerümpel aller Art war. Dann stand man in der Küche und jetzt setzte sich der Küchentisch in Bewegung, denn an diesem war zum Zwecke der Sicherheit ebenfalls ein großer giftiger Schäferhund angebunden. Mit einem Sprung hechtete ich dann in die gute Stube und ließ mich erschöpft, aber glücklich, die Einlassprozedur heil überstanden zu haben, auf das alte Sofa fallen. Zuerst durchfuhr mich ein heftiger Schmerz und ich stand wieder in der Senkrechten: Da das Sofa, wie fast alle Einrichtungsgegenstände, vom Sperrmüll stammte, hatte sich eine Sprungfeder in mein verlängertes Rückgrat gebohrt.

Wenn in der kleinen Stadt Sperrmüllabfuhr war, dann war Waldemars großer Tag, denn er konnte alles gebrauchen und wunderte sich nur, was die Wohlstandsgesellschaft so alles wegwarf. Geld, Geld gibt er für solche Kinkerlitzchen wie Möbel, Feuerholz und Anziehsachen nicht aus, denn Geld ist zum Sparen da, klärte er mich mal auf.

Die Luft in Waldemars Stube war echt zum Schneiden, denn da Oma wohl nicht mehr ganz dicht war, hingen stets zwei bis vier ihrer großen Unterhosen irgendwo zum Trocknen. Die wurden nicht gewaschen, sondern nur getrocknet. Zu allem Überfluss steckte sich Waldemar dann auch noch

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 34 10.11.25 16:11

ein Zigarillo an. Da er diese nicht auf dem Sperrmüll fand, musste er sie wohl oder übel kaufen; es waren die Billigsten vom Billigen und sie rochen auch dementsprechend. Gelüftet wurde aus Sparsamkeitsgründen nie, denn es konnte ja Energie verlorengehen. Bei Geschäftsabschlüssen war Waldemar aber stets korrekt, genau und ehrlich. Auch machte ihm keiner etwas vor, wenn es um Fütterung und um Inhaltsstoffe im Futtermittel ging. Über Stärkeeinheiten, Vitamine, Eiweißbaustoffe und so weiter wusste er sehr gut Bescheid.

Auch hatte er stets den richtigen Riecher. Einmal, so im Frühjahr 1976, kaufte er fünfzig Tonnen dänische Grünmehlpellets – das ist in großen Trockenöfen schnell heruntergetrocknetes Gras, das anschließend in kleine Stücke gepresst wird. Diese waren sehr preisgünstig und von sehr guter Qualität.

Dann kam der Sommer und der war heiß und trocken, monatelang kein Regen. Die Weiden wurden alle braun und das Vieh hungerte. So mancher Bauer musste durch die Trockenheit bedingt schon im Sommer Heu zufüttern, um überhaupt etwas Grundfutter für die Tiere zu haben. Dieses würde dann aber im Winter fehlen. Selbst das Getreide war mickrig und kurz und brachte auf den ärmeren Geestböden nur sehr geringe Erträge und somit auch wenig Stroh zum Füttern oder Einstreuen. Im Ostholstein aber, wo bessere Lehmböden sind und wo auch in den Dürreperioden immer etwas Regen fiel, da sah es besser aus. Die vielfach viehlosen Ackerbaubetriebe stellten dann den armen, vertrockneten Geestbauern das Stroh kostenlos zur Verfügung. Selbst die Bundeswehr beteiligte sich an dieser großherzigen Aktion und transportierte das Stroh von Ostholstein kostenlos in die Trockengebiete. Hier war Waldemar voll dabei. Er bekam jede Menge Stroh kostenlos frei Hof geliefert, obwohl er, weil er zufällig

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 35 10.11.25 16:11

sonst sehr nasse Wiesen und Weiden hat, kaum unter der Trockenheit gelitten hatte. Sein eigenes Heu aber verkaufte er ballenweise sehr teuer an Hobbybauern, Pferde- und Kaninchenhalter. Er selbst fütterte im Winter seine Kühe mit dem kostenlosen Stroh und den billigen Grünmehlpellets. Durch diese Schlitzohrigkeit hatte er viel Geld gemacht.

Obwohl Waldemar und seine Frau keine Kinder hatten, konnten sie doch sehr gut mit ihnen umgehen und auch ihre Vorteile daraus ziehen. Gab es etwas zu tun, waren stets einige vierzehn- bis sechzehnjährige Schuljungen auf dem Hof, die Waldemar auch nach einem besonderen, schlau von ihm entworfenen System entlohnte, das hochmodern auf dem Leistungsprinzip aufbaute. Zum Beispiel gab es für eine circa 500 Meter lange Reihe Rübenhacken 0,97 DM, dieselben zu ernten brachte 1,08 DM. Eine Fuhre Rüben aufzuladen, heimzufahren und abzuladen brachte 2,18 DM; ein Fuder Stallmist mit der Mistforke aufzuladen, abzuladen und mit der Forke wieder auseinanderzuteilen 2,55 DM. So hatte er für fast alle Arbeiten die Entlohnung genau berechnet. Mir sagte er einmal: »Den Jungen bringt es Spaß« (diesen Eindruck hatte ich auch), und »sie können immer Geld gebrauchen, und ich habe nicht so große Lust zur Arbeit« (das stimmte auch), und »außerdem wird es für mich viel billiger, denn ich brauche kaum Geld für Maschinen, Reparaturen, Kapitalverzinsung, Unterstellung und Versicherung der Maschinen«. Und wenn Waldemar das sagt, dann stimmt das auch, denn rechnen, das konnte er. So hatte er für die grobe Arbeit die Schuljungen, für das Melken seine Frau und für das Brennholzsägen die Oma, er selbst machte nur das Füttern und einige Kleinigkeiten – so hält man es lange aus!

Eines Tages aber war große Trauer im Hause – Oma war tot! So einfach, ohne vorher was zu sagen, war sie beim Holz-

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 36 10.11.25 16:11

sägen eingeschlafen. Dass Waldemar nun selbst für Brennholz sorgen musste oder seine Jungs gegen Bezahlung, das war nicht das Schlimmste. Oma bekam eine sehr gute Rente und die fiel nun weg – das war schlimmer! Ich war überzeugt, dass Waldemar es auch ohne Omas Rente zu einem steinreichen Mann bringen würde, denn »der Teufel scheißt immer auf den größten Haufen«, sagt ein altes schleswig-holsteinisches Sprichwort. Und so kam es auch. In der kleinen Stadt wurde der Straßenverkehr immer dichter und der Durchgangsverkehr immer stärker; eine Umgehungsstraße musste her und die führte genau durch Waldemars Ländereien. Nach zähen und harten Verhandlungen bekam Waldemar für einige Hektar Land wesentlich mehr Geld, als er damals für den ganzen Hof bezahlt hatte.

Inzwischen waren die Land- und Hauspreise durch die bessere landwirtschaftliche und allgemeine Lage sowieso ordentlich gestiegen. Waldemar verkaufte das restliche Land sehr teuer. Die Gebäude verkaufte er separat an einen reichen Viehhändler, der alles sehr ordentlich restaurierte und renovierte. Waldemar selbst kaufte sich von dem vielen Geld viel Land direkt am Stadtrand einer größeren Stadt in Schleswig-Holstein, das er dann verpachtete. Er ging zurück auf seine kleine Landstelle, die fast inmitten einer Kleinstadt lag; die Pacht war hier gerade abgelaufen. Mich aber klärte er auf: »Du musst immer Land innerhalb vom Ortsschild kaufen, mal klappt es, dann kommt das große Geld. Ich selbst gehe auf meine kleine Restbauernstelle in der Stadt zurück, um da Schweine zu halten, das stinkt. Dann kommen die Nachbarn und beschweren sich und dann kommt die Stadt und kauft mir den Resthof teuer ab!« Was ich ihm auf's Wort glaube, denn dieser Mann hatte eben immer den richtigen Riecher.

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 37 10.11.25 16:11

Wirtin Katharina

Katharina war eine stattliche Frau, groß und kräftig und mit knackiger Rubensfigur ausgestattet. Sie betrieb in der »Wilsteraner Achtermarsch« einen Landgasthof mit kleinem Saalbetrieb und einigen Fremdenzimmern. Sie wurde von den Stammkunden liebevoll Kati genannt. Das große, veraltete Gasthaus lag sehr idyllisch an einem kleinen Fluss, was wiederum für mich sehr günstig war, denn meine Frau und ich wohnten an diesem kleinen Fluss. Hatten wir mal das Bedürfnis, in die Kneipe zu gehen, um unter fröhlichen Menschen zu sein und unseren Durst zu löschen, so brauchten wir nur in unseren kleinen Kahn zu steigen, den 3-PS-Motor anzuwerfen und hinzuschippern. Da die Preise bei Kati recht zivil waren, so tüdelte man sich häufiger mal einen an und durch den Wasserweg setzte man seinen Führerschein nicht auf's Spiel. Wenn bei Kati mal einen Abend nichts los war, dann stellte sie einfach ein paar alte Fahrräder vor die Tür und jeder, der vorbeikam, dachte, hier ist was los, hier gehst du rein, und so war eigentlich immer was los.

An einem Maiwochenende war Pferdemarkt im Dorfkrug bei Kati, das wollten wir miterleben, sowas hatten wir noch nie mitgemacht, zumal wir noch nicht lange in dieser schönen Landschaft auf dem Lande wohnten. Am Sonnabend nach getaner Arbeit stiegen wir dann in unsere 3,5 Meter lange Motoryacht, schmissen den 3-PS-Motor an und nichts wie hin. Dort angekommen und an Land gestiegen, wunder-

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 38 10.11.25 16:11

ten wir uns: Von Pferden keine Spur, rein nichts, kein müder Klepper und kein Maulesel zu sehen. Aber der Parkplatz und der Hofplatz waren voll von Autos und was für welche: Opel Kapitän, Mercedes Benz 300, amerikanische Cadillacs und Lincoln Continental, fast alles Nobelkarossen!

Wir nicht bange und rein in die Gaststube, und da liefen uns die Augen rüber, denn die Wirtsstube war voll von Zigeunern und die hatten sich rausgeputzt wie die Edelmänner. Schwarze Anzüge mit tiptop-Bügelfalten, blütenweiße Hemden mit Fliege oder Schleife, bestens frisiert und rasiert, die meisten mit Oberlippenbärtchen – also sie sahen echt gut aus, wie aus dem Bilderbuch. An einem der Tische saßen acht von diesen noblen Herren und spielten 17+4, ein »verbotenes Glücksspiel«, aber wie! Wir dachten, sowas gibt es nur im Kino. Jeder schmiss 100 DM auf den Tisch, dann wurde zwei bis drei Minuten gezockt und einer steckte 800 DM ein. Mit von der Partie war der Zigeunerbaron Jacob Kindermann, der im Nachbardorf unter ärmlichsten Verhältnissen wohnte, aber fürstlich lebte und uns allen als liebenswertes Schlitzohr wohlbekannt war. Alle im Dorf mochten ihn.

Als er uns erblickte, bestellte er erstmal eine Flasche Sekt für die Dame (meine Frau). Jeder, der bei Kati bestellte, bestellte sowieso nur Lokalrunden; ich konnte, obwohl ich damals in den »besten Jahren« war, einfach nicht dagegen antrinken und anderen ging es genauso. Zigeunerbaron Kindermann hat auch seinem Namen alle Ehre gemacht, denn er besaß auch einen ganzen Haufen Kinder, wie viele, das wusste keiner so genau. Ich glaube, so ganz genau wusste er es auch selbst nicht. Zwei seiner Söhne, auch herausgeputzt wie Pfauen auf Brautschau, waren mit dabei, sie durften zugucken, aber nicht mitspielen. Ich sprach den Älteren an, ob sie öfter solche »Pferdemärkte« abhalten, und es wird ja auch

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 39 10.11.25 16:11

nicht nur viel Geld gewonnen, sondern auch viel Geld verloren, und ob das alles so geht? »Ja«, antwortete er, »so sechs bis sieben Mal im Jahr werden über ganz Schleswig-Holstein solche ›Pferdemärkte‹ abgehalten, und es wird ja auch nicht nur viel Geld gewonnen, sondern auch viel Geld verloren, wie das im Leben eben mal so ist!« Er erzählte weiter, dass sein Vater beim letzten Pferdemarkt in Lübeck 8.000 DM verloren habe, sie hätten nicht mal mehr Geld für Benzin. Nach so einer Pleite wird dann eben mal für zwei bis drei Wochen verstärkt geschachert und gehandelt, dann ist wieder Geld da – glückliche Menschen?!

Wie wir in unseren Kahn gekommen sind und ohne Karambolage nach Hause und ins Bett, das kann ich auch nicht mehr sagen. Das Zocken, Feiern, Trinken, Reden, Lachen und Singen ging bis zum Sonnenaufgang – echt toll!

Einmal verirrte sich ein Seemann aus Brunsbüttelkoog zur Winterzeit in unseren Dorfkrug. Er bestellte sich bei Kati einen Grog. Kati machte den Grog, wie es sich gehörte, mit ein Drittel heißem Rum und zwei Dritteln heißem Wasser und zwei Stückchen Würfelzucker. Der Seebär trank den Grog aus und machte ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter. »Ist was?«, fragte Kati. »Der ist zu flau«, antwortete der Seebär und bestellte noch einen. Frau Wirtin war wütend, sie machte den schieren Rum heiß, fügte Zucker dazu und brachte dem Seemann den »Grog«. Aus einiger Entfernung beobachtete sie nun die Reaktionen des Grogliebhabers. Der trank ihn Schluck für Schluck genüsslich aus und sagte: »Der war schon ganz gut, aber ein ganz klein wenig, ein ganz klein wenig Rum fehlte noch.« Kati wusste nichts mehr zu sagen.

An einem schönen Sommertag kehrte ein junges, verliebtes Pärchen ein, sie waren auf der Hochzeitsreise. Sie aßen und tranken und gingen dann in ihr »Hotelzimmer« zum

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 40 10.11.25 16:11

Übernachten. Dieses besagte Zimmer lag genau über dem Stammtisch der Skatspieler. Klaus, Helmut und Günter waren am »Skatkloppen«, hatten aber an die über dem Tisch hängende Lampe ein kleines Glöckchen angebracht, das bei jeder Bewegung bimmelte. Alle anwesenden Gäste freuten sich mit dem aktiven Liebespärchen und hatten bei jedem erneuten Klingeln einen Grund zum Anstoßen. Dank der unermüdlichen Aktivitäten des Pärchens wurde es ein recht lustiger Abend mit einem sehr guten Umsatz für die Wirtin.

Im Februar 1969 waren wir im Dorfkrug zu einer Hochzeit. Die Tochter unseres Nachbarn heiratete einen Bauernsohn aus der Wilstermarsch. Da viele Bauern zur Hochzeit eingeladen waren, war die Trauung abends um sieben in der schönen Kirche zu Wilster angesagt. So konnte jeder Landwirt noch vorher seine Arbeiten (Melken, Füttern und Ausmisten) erledigen. Ein großer Reisebus war bestellt, um die Gäste in der weit verstreuten Wilstermarsch einzusammeln und zur feierlichen Trauungszeremonie nach Wilster zu fahren und anschließend zum Dorfkrug zu Kati, wo dann ordentlich gefeiert werden sollte. Schon auf der Hinfahrt von der Kirche setzte ein ordentlicher Schneesturm ein, aber wir kamen gut in Wilster an. Wir rein in die Kirche, die wirklich ein Prachtbau ist, sie ähnelt schon eher einem kleinen Dom. Das Hochzeitspaar war hübsch anzusehen, sie ganz in Weiß mit Schleier und allem Drum und Dran und der Bräutigam ganz in Schwarz mit weißem Hemd und schwarzen Lackschuhen, alles war sehr, sehr nobel und vornehm.

Auch wir Gäste erschienen alle im allerbesten Zwirn. Die Stimmung war feierlich und die Braut glücklich. Der Pastor machte seine Sache sehr gut und wir alle freuten uns schon auf das bevorstehende Fest und das gute Essen. Langsam setzte wohl auch bei allen der Hunger ein, denn man hörte ab

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 41 10.11.25 16:11

und zu mal einen Magen kräftig knurren. Bloß der dicke Willi furzte, was wirklich nicht in die feierliche Stimmung passte. Wind und Schnee heulten gewaltig um den Kirchturm und alle dachten mit gemischten Gefühlen an die Heimfahrt – aber was sollte uns schon passieren?! Naja, nach der wirklich schönen und herzergreifenden Trauung, einige ältere Frauen schluchzten und zogen die Taschentücher, stiegen wir alle dann wieder in unseren Reisebus. Kaum hatten wir die schützenden Mauern der Stadt verlassen, sahen wir die Bescherung. Der Wind war noch schlimmer geworden, man konnte im Schneesturm keine zwanzig Meter weit sehen und der Bus musste sich schon durch ganz ansehnliche Schneewehen kämpfen. Dazu musste man wissen, dass die Marsch flach wie ein Teller ist und der Schnee bei Sturm nur so über die Felder weht und sich meistens auf den Straßen als Schneewehen niederlässt, weil hier Bäume, Häuser und Zäune sind, die den Wind brechen.

Da die Straße die meiste Zeit am Fluss entlangführte, war der Audeich der Windbrecher. Aber der Busfahrer war ein alter Hase und durch nichts aus der Ruhe zu bringen, er gab ordentlich Gas und somit kamen wir unserem Ziel immer näher. Nur so vierhundert Meter vor dem Dorfkrug machte die Straße eine Kurve. Hier hatte der Sturm gewaltige Schneemassen zusammengeweht und mit Schwung und Tempo sauste der Bus da rein, und dann saß der Bus total fest. Er konnte nicht mehr vor und zurück, nichts ging mehr. Die gesamte restliche Straße bis zum Dorfkrug war dicht, hier lag der Schnee über einen Meter hoch. Einer ging zum nächsten Haus, um Hilfe herbeizutelefonieren, aber das konnte bei diesen Wetterverhältnissen noch lange dauern. Wir jungen und jüngeren Leute und alles, was sich dafür hielt, gingen raus

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 42 10.11.25 16:11

und versuchten, den Bus zu schieben, aber nichts rührte sich. Da wir alle nicht schneesturmgerecht gekleidet waren, ging auch bald das große Zittern und Frieren los und von Rettung war nichts zu sehen und zu hören. Die älteren Leute blieben im Bus sitzen, wo es ja dank funktionierender Heizung schön warm war. Wir anderen kämpften uns durch den Sturm und Schnee zu Fuß in Richtung Dorfkrug. Wir liefen mit unseren »Jimmilatschen« auf dem Audeich, hier war wenig Schnee, aber viel Wind. Durchgefroren, vereist und nass kamen wir an. Mittlerweile war es auch schon neun Uhr abends und um acht sollte es das große Festessen geben.

Kati und ihre Helfer waren schon ganz aufgeregt. Sie machte für uns alle herrliche steife Grogs und so tauten wir auf und fingen schon an, mit knurrendem Magen, aber mit Alkohol im Bauch, lustig zu werden und zu feiern. Vom Bus und der restlichen Hochzeitsgesellschaft keine Spur. Kati hatte Sorgen um das schöne Hochzeitsmahl, das nun warmgestellt werden musste. Anfangen konnten wir ja auch nicht, denn das Brautpaar saß ja noch im Bus.

So gegen Mitternacht endlich kamen sie, aber die Vorhut war von den steifen Grogs schon recht angeschlagen. Wie wir hörten, hatte die Straßenmeisterei einen LKW mit Schneepflug losgeschickt, der konnte aber nichts ausrichten. Er fuhr sich nämlich selbst fest. Aber dann kam von einer Baufirma ein riesiger Radlader, der den Schnee weggeschaufelt und an die Seiten gefahren hat. Nun konnte das Hochzeitsmahl und die Feier richtig beginnen. Wie Kati es schaffte, das wirklich hervorragende, aus sechs Gängen bestehende Essen so gut zu erhalten, bleibt mir bis heute ein Rätsel – sie hatte jedenfalls die volle Anerkennung und Bewunderung aller. Die Hochzeitsfeier ging bis weit in den nächsten Tag hinein. Es war

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 43 10.11.25 16:11

eine Superstimmung, es wurde getanzt, gelacht und gefeiert, was das Zeug hielt. Wir haben selten sowas Tolles mitgemacht und erinnern uns gerne daran zurück.

Leider existiert der Dorfkrug heute nicht mehr – wirklich schade!

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 44 10.11.25 16:11

Franz Drossel

Franz lebte mit Frau und Kindern auf einem kleinen Bauernhof auf der Geest. Sein Hof war nicht groß und der Acker war nicht besonders gut, es war so ganz leichte Geest. Wenn mal ein ordentlicher Sturm tobte, konnte man hier echt sagen: »Mutter, mach' die Tür zu, die Koppel kommt nach Hause.« Franz hatte so fünfzehn bis sechzehn Kühe plus Nachzucht, baute auf dem wenigen Acker etwas Roggen und Zuckerrüben an und dann noch sehr viele Kartoffeln, denn Kartoffeln waren in den fünfziger Jahren noch echt ein Nahrungsmittel, das gefragt war, neben Brot wohl mit das Wichtigste. Heute sind Kartoffeln bei vielen Essen ja vielfach nur noch Beilage. Auch die Preise waren für die damalige Zeit sehr ordentlich, so sieben bis zehn DM konnte man für einen Zentner erzielen. Der Franz verstand viel von Kartoffelanbau, die bekamen ordentlich Stallmist, wurden richtig mit der Hand gepflanzt, so mit den Keimen nach oben, gehäufelt, gestriegelt und gehackt. Da Kartoffeln den leichten, warmen Boden lieben, hatte er, wenn das Wetter mitspielte und genug Regen kam, immer recht gute Erträge. Ja, der kleine Franz war schon ein schlauer Bauer. Er pflanzte drei Sorten an, eine mittelfrühe, eine mittelspäte und eine späte Sorte, so hatte er von Ende Juli bis spät in den Herbst immer Kartoffeln zu verkaufen und stand finanziell recht gut da. Er konnte sich schon einen richtigen, für die damalige Zeit recht großen 30-PS starken Traktor leisten, einen Deutz mit Zapfwelle, das

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 45 10.11.25 16:11

war schon was! Weit und breit hieß er auch nur »Kartoffel-Franz«.

Im Herbst hatte Franz immer sehr viel zu tun: Die Kartoffeln mussten geerntet werden, alle Familienmitglieder mussten mit anpacken. Die Kartoffeln wurden mit einem Kartoffel-Schleuderroder aus dem Boden geholt, aufgesammelt, sortiert und in 50-Kilo-Säcken verkaufsfertig auf der Diele gestapelt. Auch Schulkinder halfen ihm dabei, dafür gab es so 80 Pfennige die Stunde, was nicht schlecht war, um das wenige Taschengeld aufzubessern, sofern es damals überhaupt Taschengeld gab. Da seine Kartoffeln von sehr guter Qualität waren, wurde er sie auch immer an Privatleute los, wobei der Preis natürlich besser war, als wenn er sie an einen der damals vielen Kartoffelhändler verkauft hätte. Obwohl Franz nur drei Sorten anbaute, hatte er immer alle Sorten da, die seine Kundschaft verlangten. Wurde die Sorte Lori verlangt, wurde eben seine Sorte Hansa zu Lori umbenannt und wurde die Sorte Grata verlangt, so wurde die Sorte Hansa wieder Grata, usw. Ja, ein Schlitzohr war er auch, der Kartoffel-Franz, das merkte eigentlich kaum einer, denn seine Kartoffeln waren eben gut und die Kundschaft war zufrieden und darauf kommt es eben an!

Einige wenige seiner Kunden holten die Kartoffeln selbst vom Hof ab, denn viele von den überwiegend kleinen Leuten hatten noch kein Auto. Die Selbstabholer bekamen den Sack 50 Pfennige billiger. Die meisten Kartoffeln musste Franz aber selbst zu den Verbrauchern bringen und das mochte er zu gern, denn neben den Kartoffeln liebte Franz auch Schnaps und Zigaretten. An einem schönen, sonnigen Herbsttag musste Franz in die Kreisstadt Itzehoe, um dort seine Kundschaft zu beliefern. Der Hänger wurde vollgeladen, so circa 70 Zentner passten da rauf, der Deutz vorgespannt und ab

© VERLAG LUDWIG MEIER

2025_Steffen.indd 46 10.11.25 16:11

ging die Reise in die etwa 20 Kilometer entfernte Stadt. Die meisten Kunden nahmen so sieben bis zwölf Zentner für die Wintereinkellerung. Hatte er diese in den Keller gebracht, so gab es von den kleinen Leuten Schnaps und Zigaretten und von den reichen Leuten nicht viel.

Acht Kunden hatte Franz an diesem Tag zu beliefern und jeder gab ihm Schnaps und Bier, so dass er bei den letzten beiden schon rechte Schwierigkeiten hatte, heil in den Keller zu kommen. Sein Gang war recht schwankend, aber wenn er mal umfiel, war das nicht so schlimm, denn weil er nicht groß war, fiel er nicht tief, und zäh war er auch. Die Kunden nahmen ihm das auch nicht übel, wenn er angeschlagen war, denn sie kannten ihn und er war dann auch immer recht lustig. Nach Belieferung des letzten Kunden machte Franz sich auf den Heimweg, voll wie eine Drossel, der Franz Drossel. Um den Weg etwas abzukürzen, tuckerte er nun mit seinem Deutz durch einen anderen Stadtteil und das war sein Fehler, denn hier war umgebaut worden, und zwar hatte die Stadt hier einen Kreisverkehr eingerichtet und den kannte Franz noch nicht. Naja, der Franz rein in den Kreis und nicht wieder raus. Runde um Runde kreiste er mit seinem Gespann im Kreis mit einem breiten Grinsen im Stoppelgesicht. Ob er nun, weil stark alkoholisiert, den Ausgang in Richtung Heimat nicht fand, oder ob er glaubte, diese Endloskurve sei die Straße Richtung Heimat, oder ob es ihm einfach Spaß machte, im Kreisverkehr zu kreisen, das vermochte wohl keiner der inzwischen zahlreichen Zuschauer zu sagen, jedenfalls kreiste Franz weiter im vorfahrtsberechtigten Kreis.

Inzwischen tauchte dann auch ein herbeigerufener Polizeiwagen mit Sirenengeheul auf. Aber auch der arme Polizist konnte Franz nicht am Kreisen hindern, obwohl er mit Armen und Beinen ruderte, um Franz Zeichen zu geben.

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 47 10.11.25 16:11

Mittlerweile war schon echt ein Menschenauflauf und ein Verkehrsstau entstanden. Es wurden noch mehr Polizeiwagen zur Hilfe gerufen, aber vergeblich, alle amüsierten sich königlich.

Zuletzt wurde es dem Franz aber doch zu dumm mit dem Kreisen. Er hielt an, nicht ohne vorher noch ein Verkehrsschild umzufahren und all den Leuten einen Vogel zu zeigen.

Die veranlasste Blutprobe ergab später einen sehr beachtlichen Wert. Franz bekam eine gehörige Geldstrafe und zur Auflage, den Traktor in der nächsten Zeit nur noch zur Ackerbestellung zu chauffieren. Sein ältester Sohn musste nun die Kartoffeln zu den Kunden bringen und Franz hieß nicht mehr Kartoffelfranz, sondern Spritdrossel.

© VERLAG LUDWIG MEL

2025_Steffen.indd 48 10.11.25 16:11

Paul-Hermann Paulsen

Pauls Bauernhof liegt so ganz einsam im Moor, weit und breit sind da kein anderes Haus oder kein anderer Hof zu sehen. Der Weg zum Hof ist schmal, schlecht befestigt und lang. Links und rechts vom Weg sind meistens Gräben und Zäune. Die Weiden und Wiesen sind flach und von Natur aus ziemlich nass. Im Winter war es bei Schnee und Eis schwierig, zu Paul zu kommen, besonders, wenn der Wind Schneewehen zusammengeweht hatte. Man brauchte schon ein gutes Auto, viel Mut, eine große Schaufel und Glück, um da heil durchzukommen. Im Frühjahr und Herbst, wenn viel Regen fiel, war es auch nicht viel besser, der Weg war aufgeweicht und kaputtgefahren und wir hatten in der Firma eigentlich nur einen LKW-Fahrer, der es meistens zu dieser Zeit schaffte, die Waren, hauptsächlich Futtermittel für das Vieh, bei Paul abzuliefern, ohne steckenzubleiben. Er war ein Meister seines Fachs, dieser Fahrer.

Aber nun war ein herrlicher Sommertag, der Himmel war blau und die Sonne schien in voller Pracht, und ich juckelte mit meinem Auto durch die schöne Natur in Richtung Moorhof; es war so um die Mittagszeit. Die Gebäude des Hofes waren alt und ziemlich verfallen und auch unpraktisch und überall lag etwas herum. Altes Gerümpel, zerbrochene alte und ausrangierte Maschinen und Fahrzeuge – also, es sah nicht gerade einladend aus auf Pauls Moorhof. Bei meiner Ankunft stand Paul auf dem Hof inmitten der ganzen Pracht

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 49 10.11.25 16:11

und grinste freundlich aus seinem Stoppelgesicht heraus. Auf dem Kopf hatte er einen Strohhut gegen die Sonne, der alt und abgegriffen und oben herum schon recht kaputt war, sozusagen ein Cabrio-Strohhut, so dass die Sonne trotzdem auf seine Halbglatze fiel. Das ehemals graublaue Hemd, das er trug, war nun doch mehr grün, es hatte die Farbe der Kuhscheiße angenommen und es wurde vom letzten Knopf notdürftig zusammengehalten. Darunter war das stark angedunkelte Baumwollunterhemd zu sehen und über dem Unterhemd quollen die grauen Brusthaare heraus. Der ganze Kerl steckte in einer viel zu großen Cordhose, die, glaube ich, auch von allein gestanden hätte, was sich jedoch als Irrtum erwies. Pauls Hände steckten wiederum bis zu den Ellenbogen in der Hose. Nach der freundlichen mündlichen Begrüßung bekam Paul erstmal seine obligatorische Zigarette angeboten. Paul nahm seine Pranken aus der Hosentasche und, oh je, seine Hose fiel nach unten. Das Sackband, das sie um seinen Körper hielt, war gerissen und er stand nun da in seiner ergrauten und durchlöcherten langen Unterhose. Es war ein Bild, das mich doch sehr erheiterte und ich musste lachen.

Für Paul war das alles kein Grund zur Panik. In Ruhe wurde erstmal die Zigarette angezündet und in den fast zahnlosen Mund gesteckt, wo sie dann in den linken Winkel wanderte. Dann zog er ganz langsam und vorsichtig die Cordhose wieder hoch und steckte die Pranken wieder in die Taschen, um die Hose zu halten.

Der Moorhof war auch ein Paradies für Tiere, sozusagen fast ein kleiner Privatzoo. Paul hatte Kühe, Kälber, Sauen, Ferkel, Hühner, Gänse, Enten, Schafe, zwei Hunde und jede Menge Katzen. Außer den Kühen und Kälbern, die im Sommer auf der Weide waren, lief alles auf dem ganzen Anwesen frei herum, es scharrte, quiekte, gackerte und quakte, krähte

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 50 10.11.25 16:11

und mähte aus allen Ecken und Kanten, es war sozusagen eine alternative Viehhaltung. Ja, die Tiere hatten es gut auf dem Moorhof, sie wurden nicht eingesperrt und zusammengepfercht, ohne jemals das Tageslicht zu sehen, wie es heute leider vielfach so ist in der modernen Landwirtschaft mit intensiver Viehhaltung. Dass es dann eben ein bisschen wild und wüst auf dem Moorhof aussah, ließ sich nicht vermeiden und weil die nächsten Nachbarn weit weg wohnten, gab es auch keine Beschwerden. Es war ein herrliches Tierparadies, das ganze Anwesen!

Paul hatte auch Kinder, und zwar fünf. Es waren alles Mädchen so zwischen sechs und fünfzehn Jahren. Nach der letzten Mädchengeburt haben Paul und seine Frau das Kinderkriegen wohl eingestellt und die Hoffnung auf einen Hoferben aufgegeben. Die Mädchen waren eigentlich immer nett, freundlich und lustig, wirklich fröhliche und natürliche Kinder und alle halfen sie, mit anzupacken und hatten ihre Aufgaben. Die älteste, es war Karin, war gerade beim Hühner-, Enten- und Gänsefüttern. Paul und ich unterhielten uns über Gott und die Welt. Karin bückte sich, um die Geflügeltröge zu reinigen, ihr Kleid wehte hoch und, oh Schreck, der Mond war aufgegangen, sie streckte uns ihr blankes Hinterteil entgegen. Diskret guckte ich zur Seite und Paul nahm keine Notiz davon. Eine Unterhose im Hochsommer war ja auch unpraktisch!

Jetzt rief seine Frau Martha zum Mittagessen. Während Paul eher groß, mager und hager war, war Martha klein, korpulent und mit einem runden, rosafarbenen Gesicht – gerade das Gegenteil von Paul. Aber die beiden verstanden sich gut, kamen prima miteinander aus und darauf kommt es an. Als Martha mich sah, wurde ich gleich freundlich mit eingeladen, zum Essen war immer genug da und heute sollte es eins von

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 51 10.11.25 16:11

den Hofhühnern geben. Ich konnte mich nicht herausreden und in Anbetracht des mich zu erwartenden »Dinners« ging ich mit gemischten Gefühlen in die Küche.

Die Küche allein ist schon erwähnenswert. Links neben der Tür stand der Küchenschrank, alt, stabil, dreckig und vollgepackt mit altem Geschirr und Gerümpel. Ganz oben auf dem holzwurmdurchlöcherten Schrank standen alte Flaschen, Gläser und Töpfe ganz in Spinnweben eingepackt. Die Sachen wurden nie gebraucht, denn in den zwanzig Jahren meiner Geschäftstätigkeit mit Paul hat sich dort oben auf dem Schrank nie etwas geändert. Daneben stand die handgemauerte Spüle, bestimmt noch die erste und – wie das Haus – weit über hundert Jahre alt. Aus dem Wasserhahn tropfte ständig das braune Moorwasser aus der hofeigenen Wasserversorgung, dementsprechend war die Spüle von innen braun. Dann kam eine Tür, die in die gute Stube führte und neben der Tür stand der eiserne Herd, riesig groß und stabil mit dem Bratfach, in das ein halber Ochse reinpasste. Auch hatte der Herd einen Warmwasserbehälter, was sehr praktisch war. Dieses Museumsstück von Herd war bestimmt auch nicht jünger als das übrige Inventar. Befeuert wurde das Ganze mit Holz, Kohle, Busch und Torf. Selbst im Sommer wurde auf diesem Herd gekocht und gebraten, dann war eine unerträgliche Hitze in der Küche. Im Winter war es aber stets mollig warm. Von der Decke baumelte eine nackte Glühbirne von Osram. Rechts stand der riesige, massige Küchentisch mit acht Stühlen.

Der Tisch wurde schnell mit Marthas altem, feuchten Schlüpfer, der nicht von geringer Größe war, abgewischt und alles nahm Platz. Alle Mädchen waren auch vollzählig da, denn es war gerade Ferienzeit. Keiner, aber auch keiner, hatte

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 52 10.11.25 16:11

sich vorher die Hände gewaschen. Nun brachte Martha den Gockel auf den Tisch, ein riesiges Vieh, so bestimmt zwölf bis dreizehn Pfund schwer, er wurde einfach so auf die nackte Tischplatte geknallt. Dazu gab es Kartoffeln und Bohnen aus dem eigenen Garten, der, damit die vielen Tiere nicht alles auffraßen, separat eingezäunt war. Die beiden Hunde und die Katzen liefen schon in froher Erwartung aufgeregt in der Küche hin und her. Paul krempelte seine Hemdärmel auf und übernahm das »Tranchieren«. Er riss den Gockel mit seinen Pranken einfach auseinander, so in circa zwölf bis fünfzehn Teile. Alle Augen verfolgten diesen wichtigen und feierlichen Vorgang gespannt. Paul schnappte sich eine riesige Keule und erst jetzt durfte der Rest der Gesellschaft zulangen. Und es wurde zugelangt, aber wie! Als wenn alle total ausgehungert wären. Die Kinder balgten sich um die besten Stücke. Martha schnappte sich noch schnell ein großes Stück Hahn mit der Hand und packte es mir auf den Teller. Ich dankte brav. Die abgenagten Knochen wurden gleich in die Küche geworfen, wo der Kampf um die besten Stücke zwischen Hunden und Katzen weiterging.

Nur Martha zeigte Tischmanieren, sie stapelte die Knochen fein säuberlich auf dem Tisch. Als sie mit dem Essen fertig war, wischte sie sich mit dem linken Handrücken über den Mund und warf danach zur Freude der Tiere die Knochen vom Tisch auf den Fußboden. So nebenbei erzählte Paul dann, dass der Gockel Selbstmord begangen hatte, denn als er gestern aus der Mittagsstunde kam, hörte er in der halbvollen Regentonne etwas zappeln. Es war der Hahn, der beim Verfolgen einer Henne da reingeraten war und nicht mehr rauskam. Das Zappeln waren sozusagen die letzten Zuckungen gewesen. Paul hat den Hahn dann schnell einen Kopf kürzer

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 53 10.11.25 16:11

gemacht. Na, dann guten Appetit! Nach dem Mahl nahm ich Pauls Aufträge entgegen, bedankte und verabschiedete mich höflich. Für mich war dieser Tag wieder ein unvergessliches Erlebnis.

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 54 10.11.25 16:11

Hamster Hansi

Der Bauernhof von Fritz Ahmling liegt in der Kollmarer Marsch. Man sieht es gleich, dass hier ordentliche und tüchtige Bauerleute zu Hause sind. Die Gebäude sind in sehr gutem Zustand, groß und mächtig. Der Hof ist nicht klein, so um die 80 Hektar, und der Boden ist von sehr guter Qualität. Auch die Maschinen und Traktoren wurden stets sehr gut gepflegt und gewartet. Die Ahmlings betrieben hier Milchviehhaltung, Schweinemast und Getreidebau mit sehr gutem Erfolg und durch die Tüchtigkeit und den Fleiß der Familie war das Geld hier nicht knapp, das konnte man sehen.

Das heißt, für einen Außenstehenden ist es nicht immer gleich zu sehen, ob hier Geld ist, denn es gibt große Marschbetriebe, wo alles vom Besten ist – neues Wohnhaus mit Stilmöbeln und dicken Teppichen, Musterküche, im Garten ein Schwimmbecken, die Wirtschaftsgebäude alle neu mit voller technischer Ausstattung, der Hof mit Betonsteinen gepflastert und aus jeder Ecke guckt ein neuer Traktor der nobelsten und teuersten Marke hervor, selbst der Mercedes ist immer das neueste Modell.

Aus solchen Betrieben kann man auch viel verkaufen, bloß Geld bekommt man hier nicht oder nur sehr schwer.

Während es auf der anderen Seite kleine landwirtschaftliche Betriebe gibt, von denen Außenstehende meinen, hier liege der Hof finanziell in den letzten Zügen und die Mäuse liefen sich im Brotfach die Füße wund. Und diese Bauern

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 55 10.11.25 16:11

fragen dann, wie viel billiger sie die Ware bekommen, wenn sie schon ein halbes Jahr vor der Lieferung bezahlen? Merke: Es ist nicht alles Gold, was glänzt!

Bei den Ahmlings aber, da war der ordentliche Betrieb kein Schein, sie waren gut. Fritz und seine Frau Heike waren beide so um die vierzig. Sie hatten vier Kinder, Klaus, Meike und die sechsjährigen Zwillinge Dirk und Dörte.

Die kleine Dörte bekam im Frühjahr zum Geburtstag von ihrer Oma einen Hamster samt Käfig geschenkt; das war eine Freude! Das Tierchen bekam den Namen Hansi. Dörte hegte und pflegte den kleinen Kerl und zeigte ihn überall stolz herum. Sie spielte stundenlang mit ihm, sie betüdelte und verwöhnte ihr erstes eigenes Tierchen; es war bei ihrer Tierliebe ihr schönstes Geschenk.

Dann, eines Tages im August, war Hansi verschwunden, einfach weg. Mutter Heike war gerade in der Küche dabei, den Rumtopf anzusetzen. Rumtopf ist eine norddeutsche Spezialität. Hierzu gebraucht man eine Tonkruke, in diese kommt dann eine Schicht Gartenfrüchte, im Frühsommer zum Beispiel Erdbeeren, darauf kippt man, bis die Früchte bedeckt sind, 56-prozentigen Rum und natürlich Zucker nicht vergessen.

Heike war nun gerade bei den Kirschen. Sind dann die Pflaumen reif, kommt wieder eine Schicht Pflaumen drauf und wieder Zucker und Rum. Das macht man so lange, bis der Topf voll ist. Es gärt ständig vor sich hin und im Winter, wenn es kalt ist, wird der Rumtopf vernascht. Es schmeckt vorzüglich und ist dank des Rums eine wirkliche Delikatesse, bei der man schnell blau wird.

Aber nun wurde die Arbeit erstmal unterbrochen und Hansi gesucht. Es wurde in jede Ecke geguckt, alles durchwühlt und auf den Kopf gestellt. Aber Hansi, der blieb weg,

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 56 10.11.25 16:11

da war einfach nichts zu machen. Zuletzt wurde der alte und träge Kater Ivan verdächtigt, Hansi verspeist zu haben. Er wurde beschimpft und mit den übelsten Verwünschungen bedacht, so dass er es vorzog, erstmal für ein paar Tage zu verschwinden. Dörte weinte fürchterlich und herzzerreißend und Mutter Heike machte das Beste, was man in solchen Situationen machen kann: Sie kaufte am nächsten Tag in der Zoohandlung im nahen Elmshorn einen neuen Hamster. Dörte beruhigte sich wieder, wenn auch ein bisschen Nachtrauern blieb. Der Vorfall wurde bald vergessen und die Wochen zogen so dahin und es wurde Winter.

Im Winter, wenn die Zeit nicht ganz so hektisch ist, beginnen die Nachbarschaftsbesuche. Jeder Bauer, der was auf sich hält, lädt dann einmal sämtliche Nachbarn ein. Dann wird gegessen, getrunken, erzählt und gefeiert. Da die eingeladenen Bauern auch wieder zum Nachbarschaftsbesuch einladen, sind so jeden Winter, je nach Zahl der Nachbarn, einige kleine Feste fällig. Im Januar, draußen war es kalt und eisig, waren Fritz und Heike dran, den Nachbarschaftsbesuch auszurichten. Dieser Tag war natürlich hektisch, denn es wurde Essen vorbereitet, gebacken, geputzt und gewienert, was das Zeug hielt. Es musste alles tipptopp sein, und zu essen und zu trinken gab es nur vom Edelsten und Besten. Jede Bauersfrau wollte natürlich unter den kritischen Blicken der Nachbarinnen bestehen.

So gegen acht Uhr kamen sie dann auch, die lieben Nachbarn, acht Paare an der Zahl. Zuerst gab es was zu essen, ein Dinner mit sechs Gängen, dazu edlen Wein und Bier. Das war natürlich einsame Klasse, denn kochen, das konnte Heike vorzüglich. Danach gab es Kaffee und Kuchen satt und reichlich und die sechs Torten waren von einer Qualität, die manchem Bäcker glatt eine Siegerurkunde beschert hätten.

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 57 10.11.25 16:11

Natürlich waren diese Prachtstücke auch von Heike selbst gebacken worden. Alles war voller Lob und Heike freute sich. Was da so alles in die Landmänner und ihre Frauen hineinpasste, da staunte der Fachmann und der Laie wunderte sich! Aber geplatzt ist keiner, obwohl sich bei einigen die Hemden und Kleider bedenklich spannten.

Nachdem das alles gut überstanden war, gingen die Herren zum Füße vertreten in den Kuhstall, um die Tiere zu begucken und Wasser abzulassen, während die Damen hilfreich mit anfassten, in der guten Stube klar Schiff zu machen. Danach ging es zum gemütlichen Teil des Abends über, der Rumtopf kam auf den Tisch. Alle Augen glänzten. Jeder der Anwesenden wusste, dass Heikes Rumtopf einfach unübertrefflich war. Die Gläser wurden gefüllt und es wurde getrunken, erzählt, es wurden Witze gemacht und es wurde gelacht, so wie es ja auch sein soll. Der Rum tat seine Wirkung und je später der Abend, desto lockerer und ausgelassener wurde die Stimmung. Es war eine echt fröhliche und ausgelassene Gesellschaft. Der Inhaltsspiegel des Rumtopfes senkte sich und der Alkoholspiegel der Gäste stieg. Heike füllte laufend die Gläser nach. Sie füllte gerade das Glas der dicken Gerlinde auf. Dazu rührte sie kräftig mit der Suppenkelle im Rumtopf herum, zog mit der Kelle anschließend über den Grund, damit auch viele Früchte mitkommen, und kippte den Inhalt in Gerlindes Glas, um es anschließend der wackeren Bauersfrau zu überreichen. Diese setzte das Glas sogleich an die Lippen und schrie plötzlich wie am Spieß und fing an zu röcheln und zu würgen. Gerlinde lief gelbgrünlich an, verließ fluchtartig die gute Stube und stürzte ins Badezimmer, ihr Gatte Albert besorgt hinterher.

Nun sahen auch alle anderen die Bescherung: Im Glas von Gerlinde schwamm Hansi, ganz friedlich, Augen geschlos-

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 58 10.11.25 16:11

sen und die Füße nach oben; nur ein bisschen zusammengeschrumpft war er, aber sonst gut erhalten. »Er muss wohl einen schönen Tod gehabt haben«, meinte Emil Gravert ganz trocken. »Ist wohl auch nicht der schlechteste Tod, so in Heikes Superrumtopf zu ersaufen.« Anschließend liefen mehr Damen mit regenbogenfarbigen Gesichtern ins Badezimmer und brachten Teile des vorzüglichen Essens auf die Toiletten. Keine der Landladies rührte noch einen Tropfen von dem Rumtopf an, während die Herren der Schöpfung meinten, es sei ja wirklich schade um den guten Trunk und außerdem sei ja alles dank des hochprozentigen Rums desinfiziert. Sie machten den Rumtopf noch leer. Jedenfalls ist keiner daran gestorben und Hansi machte diesen Abend unvergesslich.

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 59 10.11.25 16:11

Der Pechvogel

Im Leben hat der Mensch mal Pech und mal Glück. Diese Episode handelt von einem jungen Mann, der in einer Silvesternacht nur Pech hatte. Heinz und Renate lebten in einem Zweifamilienhaus in der oberen Etage nahe einer Kreisstadt an der Westküste Schleswig-Holsteins. Am Silvesterabend, es muss 1980/81 gewesen sein, wollten die beiden nicht ausgehen, nein, sie wollten es sich zu Hause so richtig gemütlich machen. Zu diesem Zweck bereitete Renate ein schönes gemütliches Essen vor, nämlich Fondue.

Fondue ist ja auch eine herrliche Sache, es ist so richtig gemütlich, dauert schön lange, schmeckt ganz vorzüglich und man kann sich so wunderbar dabei unterhalten und sich zwischendurch den alkoholischen Genüssen widmen. So gegen acht Uhr abends ging es dann auch los. Das kochend heiße Fett brutzelte im Topf, die Fleischstücke wurden auf die Fonduegabeln gespießt und in das siedeheiße Fett gehalten, um dann nach einigen Minuten knusprig und saftig verzehrt zu werden. Dazu gab es noch verschiedene Salate und Soßen. Zum Löschen des Durstes und zur Verdauung ließ sich Heinz Korn und Bier hinter die Binde rinnen – und das reichlich, während Renate Rotwein vorzog. Nach ungefähr drei Stunden näherte sich das köstliche Mahl seinem Ende, Renate und Heinz waren satt und zufrieden. Während Renate leicht angeheitert und beschwipst war, war Heinz doch von den vielen Bierchen und Verdauungsschnäpschen schon recht

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 60 10.11.25 16:11

angeschlagen, sein Blick war glasig und die Reaktionen und Bewegungen nicht mehr ganz so kontrolliert.

Ein schönes Stück Rindfleisch, so aus der Lende eines schleswig-holsteinischen Mastochsen, ja, das wollte er sich noch gönnen, diesen Genuss genießen und dann war Schluss! Heinz schob den Fleischwürfel auf die Gabel, und gerade wollte er die Gabel in das siedeheiße Fett tauchen, plumps, da fiel das Fleisch von der Gabel von allein in das Fett. Heinz langte reaktionsschnell mit der Hand hinterher, um den Fleischwürfel aus dem Fett zu fischen und brach sogleich in ein fürchterliches Geschrei aus. Er hatte sich seine Hand verbrannt. Was war nun zu tun?

Renate guckte erstmal dumm aus der Wäsche, aber nach Begreifen der Sache half sie ihrem verletzten Ehemann. Die verbrannte Hand wurde erstmal in eiskaltem Wasser gekühlt. Heinz jammerte und stöhnte vor Schmerzen, die Hand sah schlimm aus, sie musste unbedingt ärztlich behandelt werden.

Da sich Renate durch den Alkoholgenuss nicht mehr fahrtüchtig fühlte, was sehr vernünftig war, und die anderen Bewohner des Hauses nicht anwesend waren, rief sie das Krankenhaus in der nahen Kreisstadt an.

Nach einiger Zeit kam ein Krankenwagen mit zwei Sanitätern. Sie nahmen Heinz mit, um die Verbrennungen im Krankenhaus zu behandeln. Naja, das Fest war gelaufen, Renate räumte ab. Den restlichen Spiritus aus dem Fonduebrenner kippte sie in das Toilettenbecken, sie spülte es aber nicht weg. Gegen ein Uhr nachts brachten die beiden Sanitäter Heinz wieder. Die Hand war dick verbunden und schmerzte noch, aber es war auszuhalten. Heinz und Renate bedankten sich artig für die Hilfe, man wünschte sich noch gegenseitig ein frohes und gesundes neues Jahr und die beiden Sanitäter gingen wieder.

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 61 10.11.25 16:11

Obwohl der Start ins neue Jahr für Heinz nicht gerade der beste war, verspürte er nach all der Aufregung ein dringendes menschliches Bedürfnis. Auf der Toilette steckte er sich eine Zigarette an. Er saß auf der Brille mit krummen Knien, verbundener Hand und Zigarette im Mund. Aber richtig schmecken wollte ihm die Zigarette nicht mehr. Kurz entschlossen warf er sie mit der gesunden Hand hinter sich in das Becken, worauf aus diesem eine Stichflamme schoss und ihm den Hintern verbrannte.

Wieder schrie Heinz wie am Spieß. Die arme Renate kam sofort angestürmt und ihr war auch gleich klar, dass dieses Dilemma der nicht heruntergespülte Brennspiritus verursacht hatte. Der bedauernswerte Heinz!

In ihrer Not rief sie wieder das Krankenhaus an und nach kurzer Zeit war der gleiche Krankenwagen mit den gleichen Sanitätern da. Sie überschauten mit geübtem Blick die Bescherung und packten Heinz mit dem Bauch nach unten auf die Trage, das verbrannte Hinterteil entblößt nach oben. Auf der Treppe nach unten erzählte Heinz dann, wie der Unfall passiert war. Die beiden Sanitäter bekamen einen Lachkrampf. Heinz fiel von der Trage auf die Treppe und brach sich noch ein Bein. Er wurde zum Pechvogel des Jahres ernannt.

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 62 10.11.25 16:11

Herbert auf Freiersfüßen

Herbert war nun inzwischen einunddreißig Jahre alt, hatte einen schönen kleinen Bauernhof in einem Moordorf, zwei alte, aber rüstige Eltern und einen neuen VW-Käfer – aber keine Frau. Aber das sollte sich ändern! So leicht ist es natürlich nicht für einen kleinen Bauern mit abstehenden Ohren und schon ansetzender Glatze, eine Frau zu finden, zumal sowas für einen Moorbauern nicht zu kostspielig sein darf. Die zukünftige Frau sollte nach Möglichkeit Geld mitbringen, viel arbeiten und wenig essen. Herbert ist auch kein Draufgänger, er ist schüchtern und zurückhaltend, aber er ist sehr nett, höflich und hilfsbereit. Bei seinen Begegnungen mit dem anderen Geschlecht stellt er sich immer ein bisschen linkisch und tüdelig an.

Aber Herbert war nun unbedingt von der Idee besessen, eine Frau zu finden. Zu diesem Zweck fuhr er eines Tages nach getaner Arbeit in die Stadt, um sich einen neuen Anzug und Schuhe zu kaufen, denn wollte man eine Frau fürs Leben finden, so musste man erstmal investieren. Wie er nun so auf der Rolltreppe des großen Kaufhauses stand, stand vor ihm eine junge Frau um die dreißig Jahre alt. Herbert betrachtete ausgiebig ihre Hinteransicht. Oh Schreck, der Rock der jungen Dame hatte sich in ihre Hinterbackenritze eingeklemmt und das sah nicht schön aus. Herbert machte eine Reflexbewegung und zog den Rock da wieder raus. Die nächste Reflexbewegung kam von der jungen Frau, sie knallte Her-

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 63 10.11.25 16:11

bert die volle Hand ins Gesicht und schrie »Lüstling!« und drehte sich wieder um. Herbert war ganz perplex von so viel Dankbarkeit und reflexartig steckte er den Rock wieder zurück in die Ritze. Von der jungen Frau bekam er wieder eine geknallt. Alle Passanten lachten und der arme Herbert bekam einen roten Kopf.

Trotz des niederschmetternden Erlebnisses ließ Herbert sich nicht entmutigen. Er kaufte sich einen dunkelblauen Einreiher, neue schwarze Lackschuhe und ein blütenweißes Oberhemd. Zum Friseur ging er auch noch und ließ sich einen modischen Haarschnitt verpassen, denn der Dorfbarbier konnte nur den einheitlichen »Kreisbauernrundschnitt«.

Am nächsten Sonnabend war es dann soweit: Im Nachbardorf war Feuerwehrball. Herbert stieg in den neuen Zwirn und in den 34-PS-Käfer und nichts wie hin. Seine Freunde und Bekannten staunten Bauklötze, so einen schönen Herbert hatten sie noch nie gesehen. Er sah echt aus wie aus dem Ei gepellt, nur die Segelohren und das rotbräsige Schleswig-Holsteiner Bauerngesicht unterschieden ihn von einem Dressman der Spitzenklasse. Es wäre ja gelacht, wenn Herbert heute bei den Damen keinen Erfolg haben würde. Aber erstmal ging er an die Theke, denn ein bisschen Mut, den musste er sich schon antrinken.

Die Dorfkapelle spielte ordentlich laut und verkehrt die neuesten Hits wie »Umba, umba, tätärä« und »Wir wollen unseren alten Kaiser Wilhelm wiederhaben« usw. Die Stimmung war toll und das Bier und der Köm schmeckten. So nach zweieinhalb Stunden Thekenaufenthalt, die Kapelle spielte gerade »Adelheit, Adelheit, schenk mir einen Gartenzwerg«, wurde es für Herbert Zeit zum Tanzen. Sein Blick war schon leicht glasig und seine Füße angerundet, aber da Herbert vor einigen Jahren mal einen Tanzkurs mitgemacht

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 64 10.11.25 16:11

hatte, ging das noch einigermaßen über die Runden, bloß ab und zu trat er mit seinen neuen Schuhen den Damen noch auf die Füße. Die kleine Erika fragte ihn, ob er gerne tanze. Herbert bejahte es eifrig, darauf fragte sie ihn, warum er es dann nicht lernen würde. Das waren immer so die kleinen Rückschläge!

Aber je mehr er auch hin- und herschaute und mit dieser oder jener Dorfschönheit tanzte, so richtig warm ums Herz wurde es wohl keiner Dame bei Herberts Tanzakrobatik. Die meisten Damen waren auch schon vergeben. Gegen Mitternacht brach die übliche Schlägerei aus, diesmal waren da fremde junge Männer aufgekreuzt und die hieß es zu vertreiben, denn man könne seine Hühner ja auch allein treten! So ließen sie sich aber nicht vertreiben und keilten ordentlich aus. So langsam gingen immer mehr Mobiliar und Gläser zu Bruch, aus einigen demolierten Nasen floss schon Blut und der eine oder andere hatte schon ein blaues Auge. Herbert war weit davon entfernt, ein Schläger und Streiter zu sein, aber wie er nun sah, dass so ein fremder Hüne dem kleinen Fritz Schierholz mit einem Stuhlbein einen Scheitel über die Birne zog, da konnte man ihn nicht mehr halten, da musste er helfen. Aber es dauerte keine fünfzehn Sekunden, da lag der arme Herbert auf dem Tanzboden, aus der Nase blutend, das neue blütenweiße Hemd zerrissen und trotz körperlichem und finanziellem Einsatz ohne Erfolg. Herbert reinigte sich notdürftig, er war traurig und niedergeschlagen, aber so hatte es auch keinen Zweck, weiterzutanzen und zu feiern, obwohl die Keilerei inzwischen beendet war. Herbert wollte nach Hause.

Draußen regnete es fürchterlich. Der Käfer sprang auch gleich an und Herbert steuerte das Gefährt vorsichtig vom Parkplatz in die heimatliche Richtung durch Regen und

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 65 10.11.25 16:11

Wind. So nach zwei bis drei Kilometern sah er auf dem Fuß- und Radweg eine menschliche Gestalt laufen. Herbert, immer hilfsbereit und höflich, hielt an. Siehe da, die Gestalt entpuppte sich als junges weibliches Wesen. Das junge Mädchen weinte fürchterlich und war ganz aufgelöst und nass. Herbert verfrachtete sie auf den Beifahrersitz und schluchzend erzählte sie ihm ihre traurige Geschichte. Sie war eine Bauerntochter aus der Wilstermarsch und ihr Freund, mit dem sie über zwei Jahre zusammen war und der aus Wilster kam, mit dem war sie heute nach Bad Bramstedt zum Essen gewesen und anschließend waren sie zum Tanzen ins Kurhotel gegangen. Dort saß am Nachbartisch so eine aufgedonnerte Blondine aus der Stadt, die ihrem Siegfried schöne Augen machte und er reagierte auch darauf. Bald darauf tanzten die beiden engumschlungen. Als sie ihm wegen seines unmöglichen Verhaltens eine Szene machte, sagte er ihr, er habe sie schon lange satt und sie sei viel zu pummelig und ungebildet für ihn. Da war ihr alles egal, sie war weinend rausgelaufen und per Anhalter bis nach Kellinghusen gefahren und dann durch Regen und Wind weitergelaufen, bis Herbert sie aufgelesen hatte. Herbert hörte sich alles geduldig an und tröstete die unglückselige Elke. Er fuhr sie nach Hause und kurz vor ihrem Elternhaus hielt er an und sie redeten noch lange miteinander, und als sie sich trennten, bedankte sich Elke bei ihm für die Heimfahrt und für den Trost. Sie hatte sich alles von der Seele geredet.

Irgendwie war Elke der stille, schüchterne und höfliche Herbert auch sympathisch und sie verabredeten sich für das nächste Wochenende. Die beiden kamen sich mit der Zeit näher, lernten sich lieben und schätzen. Herbert war glücklich und Elke wusste, mit Herbert hatte sie etwas Solides

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 66 10.11.25 16:11

fürs Leben. Von den gutaussehenden Machotypen hatte sie sowieso für immer die Nase voll.

Eines Abends im April fuhren die beiden nach einem arbeitsreichen Tag noch ins Grüne, um den aufwachenden Frühling zu genießen. Dabei sprang der Lenz auch auf die beiden über und Elke begann, Herbert zu verführen. Herbert war einfach zu schüchtern und schamhaft, um hier den Anfang zu machen, denn er war auch noch Jungmann und hatte keinerlei Erfahrungen auf diesem Gebiet. Aber Elke war nicht unerfahren. Inzwischen war es dunkel geworden, Elke lotste Herbert behutsam in einen einsamen Waldweg und dirigierte ihn auf die Rücksitzbank. Na, und von da an nahm die Sache ihren Lauf, sie waren mit der schönsten aller Beschäftigungen beschäftigt. Plötzlich gab es einen fürchterlichen Knall, ein anderes Liebespaar war Herberts Käfer aufgefahren. Beide hatten kein Licht an. Durch dieses kleine Malheur kam neun Monate später die kleine Sieglinde auf die Welt, aber vorher wurde noch geheiratet. Später kamen noch zwei Jungen dazu und Elke und Herbert sind ein glückliches und zufriedenes Bauernpaar geworden.

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 67 10.11.25 16:11

Der dumme Heini

Im Breitenburger Moor, so ganz einsam und allein, lag die kleine Landstelle von Heinis Eltern Amanda und August Radzuweit. Sie besaßen nur einige Hektar Land, zehn Milchkühe, einige Schafe, Schweine und Hühner und sie hatten vierzehn Kinder. Einige Kinder waren aus erster Ehe von Amanda, sie war Kriegerwitwe. Vier Kinder brachte August mit in die Ehe, seine Frau war in den Nachkriegsjahren plötzlich verschwunden. Man sagt, dass sie mit einem Besatzungssoldaten mitgezogen sei – wie und wo sie abgeblieben war, das wusste auch keiner. Das letzte halbe Dutzend Kinder hatten Amanda und August zusammen und eins davon war Heinrich, Heini genannt. Heini war so ein bisschen klein und zurückgeblieben, nicht nur körperlich, sondern auch geistig; das jedenfalls meinten die Lehrer. In der Schule saß Heini immer in der letzten Reihe und döste vor sich hin. Rechnen, Lesen und Schreiben interessierten ihn überhaupt nicht, damit konnte man ihn nicht locken.

Eines Tages sagte der Lehrer Willi Lohmann: »Morgen kommt der Schulrat, er will den Leistungsstand der Klasse prüfen. Seid alle höflich und nett und gebt klare und richtige Antworten und kommt sauber gewaschen und ordentlich angezogen zur Schule.« Am nächsten Morgen machte sich Heini auf den ungefähr vier Kilometer langen Schulweg. Fahrräder waren in den fünfziger Jahren noch knapp und für eine Familie mit vierzehn Kindern war es eben nicht selbst-

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 68 10.11.25 16:11

verständlich, dass jedes Kind sein eigenes Rad hatte. Heini war sogar frisch gewaschen und gekämmt. Seine Kleidung war, da sie immer von einem Kind auf das nächste übertragen wurde, alt und oft geflickt, aber sauber. Dafür hatte Amanda, seine Mutter, gesorgt, denn an Heini sollte es nicht liegen, der Schulrat sollte einen guten Eindruck bekommen.

Wie Heini nun so missmutig und in Anbetracht der zu erwartenden Schelte in Richtung Schule trabte, sah er plötzlich eine große schwarzweiße Sau auf der damals noch unbefestigten Landstraße stehen. Es war die Sau von Johannes Meier, das ging nicht, die war ausgekniffen und musste zurück! Heini nichts wie hin zur Sau, um sie zum Hof der Meiers zu treiben. Die Sau dachte aber nicht daran, im Gegenteil, sie grunzte und stellte sich angriffslustig und breitbeinig dem Heini entgegen. Jetzt sah Heini einen Haufen Ferkel im Gras neben der Landstraße. Klar, die Sau wollte ihre Ferkel verteidigen. Augenblicklich drehte die Sau nun den Spieß um und rannte im wahrsten Sinne des Wortes wie eine wildgewordene Sau hinter Heini her. Heini nahm die Beine in die Hand und rannte in Richtung Zaun. Mit einem Satz sprang er rüber, genau in ein mit Kuhscheiße beschissenes Sumpfloch. Es war zwar nicht groß und nicht tief, aber es langte.

Die schöne Frisur und die sauberen Klamotten, alles war hin und Heini sah jetzt genauso aus wie eine Sau – und das ausgerechnet heute! Die Angler Sattelsau grinste und trabte zu ihren Ferkeln zurück. Heini wischte sich mit Grasbüscheln den schlimmsten Dreck ab, aber jetzt sah der arme Knabe noch schlimmer aus. Er ließ die Sau, wo sie war, und rannte nun in Anbetracht der verlorenen Zeit zur Schule, denn pünktlich wollte er wenigstens an so einem wichtigen Tag sein. Wie er nun ankam, mit Kuhscheiße und Modder im Gesicht und an der Kleidung, total nass und Entenflott im

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 69 10.11.25 16:11

Haar, bekam Lehrer Lohmann den Mund nicht mehr zu und fast einen Herzinfarkt.

Als er sich wieder einigermaßen beruhigt hatte, sagte er: »Heini, mit deinem Aussehen, mit deinem Wissen und deiner Intelligenz blamierst du sowieso nur die ganze Schule. Geh man wieder nach Hause, ich werde dich als krank ins Schulbuch eintragen.« Einerseits war Heini froh, zum anderen war er aber auch traurig, immer wurde er als dumm und blöd eingestuft. Naja, was soll's, Heini machte sich ganz gemütlich auf den Heimweg. Wie er so langsam dahinschlenderte, sah er am Straßenrand einen PKW stehen. Die Motorhaube war geöffnet und ein Herr mit Schlips und Kragen im grauen Anzug guckte rat- und hilflos auf das, was sich landläufig Motor nennt und normalerweise so ein Vehikel zum Rollen bringt. Heini trat neugierig an das Fahrzeug heran. Der Herr guckte ihn griesgrämig an. Jetzt ging der noble Herr in den Wagen und versuchte zu starten. Außer einem Blubbern und Ächzen war nichts; das Auto sprang nicht an. Die Miene des Herrn wurde noch saurer. Jetzt wurde Heini aktiv und er fragte den Herrn, ob er sich das Ganze mal ansehen dürfe. Der Mann ließ es geschehen, weil die Lage für ihn sowieso aussichtslos war, das Fahrzeug wieder in Gang zu bringen. Er sagte aber gleich, er solle das Auto nicht kaputt machen, denn er traute es dem Heini bestimmt nicht zu, den Wagen wieder zum Laufen zu bringen.

Heini fummelte und werkelte am Vergaser, am Zündverteiler, an der Batterie und am Starter. Nach einigen Minuten bat er den Herren, das Auto zu starten. Das Fahrzeug sprang auch sofort an und der Herr war baff. Der Mann bedankte sich vielmals und fragte den Heini: »Warum bist du denn nicht zu dieser Zeit in der Schule?« Heini wurde ganz verlegen und stotterte: »Ja, das ist so: Heute soll der Schulrat

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 70 10.11.25 16:11

kommen, um den Leistungsstand der Schüler zu prüfen, und da hat der Lehrer zu mir gesagt, dass ich mit meiner Dummheit die ganze Schule blamiere, und ich soll man lieber wieder nach Hause gehen.« Der Herr war der Schulrat.

Das Geld war bei den Radzuweits immer äußerst knapp, bei vierzehn Kindern und so einer kleinen Landstelle war das ja auch kein Wunder. Sozialhilfe und Kindergeld, sowas gab es damals noch nicht. Einmal hatte der alte Radzuweit sich einen kleinen Kredit bei der Bank aufgenommen, um Baumaterial für das uralte und baufällige Bauernhaus zu kaufen. Er hat mit dem Geld das Dach erneuert, denn es regnete überall durch und eine Mauer neu errichtet, die schon am Einstürzen war. Dieser Kredit, der saß ihm nun im Nacken; er schaffte es einfach nicht, ihn abzubezahlen. Die Bank hatte die Sache einfach dem Gericht und damit einem Gerichtsvollzieher übergeben. Dieser gute Mann musste nun von Zeit zu Zeit zu den Radzuweits fahren, um zu sehen, ob da was zu pfänden wäre. Das Gericht hatte auch das Einsehen und ließ nichts vom Viehzeug pfänden, denn somit hätte die Familie ganz ohne Einkommen und Nahrung dagestanden. Es war eigentlich nichts von Wert zu pfänden, und der Gerichtsvollzieher konnte dem alten Radzuweit nur ins Gewissen reden, zu bezahlen, was der auch gerne wollte, aber nicht konnte.

Eines Tages sah August den blauen Käfer des Gerichtsvollziehers auf der Landstraße ankommen, und er verschwand schnell in einem der kleinen Schuppen, denn er hatte keine Lust, mit dem Mann über Zahlen und Nichtzahlen und über Zahlungsmoral zu diskutieren, denn zahlen konnte er sowieso nicht. Auf dem Hof angekommen, fragte der Gerichtsvollzieher dann die Kinder, ob der Vater zu Hause sei. Die antworteten, weil es ihnen von August schon so einstudiert worden war: »Nein, der ist nicht da und der kommt auch so schnell

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 71 10.11.25 16:11

nicht wieder, und wo er nun genau ist, das wissen wir auch nicht!« Der Mann hatte aber schon bei seiner Ankunft mitbekommen, dass der gute alte Radzuweit in dem kleinen Schuppen verschwunden war. Er machte es sich vor der einzigen Tür des Gebäudes gemütlich. August saß in der Falle. Der Gerichtsvollzieher hatte wohl unheimlich viel Zeit. Stunden um Stunden vergingen und die Sonne stieg höher und höher; es war ein besonders heißer Julitag. Heini überlegte, wie er den Mann bloß da wegkriegen könnte, um seinen Vater zu befreien, denn der hatte bestimmt auch keine Lust, den ganzen Tag in den stickigen Blechschuppen zu verbringen. Plötzlich hatte er eine Idee: Seine älteste Schwester, die Elfriede, war schon aus der Schule und bei einem Apotheker in der Stadt als Haushaltshilfe beschäftigt. Von dort brachte sie viele Medikamente, das meiste waren Probepackungen, umsonst mit. Auch war der Apotheker ein guter Mann, er wusste über die Lage der Radzuweits Bescheid. Bei diesen Probepackungen war ein Abführmittel, das besonders stark war und es hatte den Vorteil, dass das geschmack- und geruchlos war. Dieses Abführmittel mischte Heini in dreifacher Menge in eine Flasche mit selbstgemachtem Apfelsaft, der immer ein bisschen lummerig und trübe aussah, dafür aber besonders gut schmeckte.

Heini machte die Flasche wieder gut zu und nahm sich eine angebrochene Flasche ohne Abführmittel mit nach draußen und trank sie vor den Augen des durstigen Gerichtsvollziehers in einem Zug leer. Danach fragte er den Mann freundlich, ob er auch Durst habe, dann würde er eine Flasche aus dem Keller holen, denn Apfelsaft hätten sie genug. Der Gerichtsvollzieher nickte und Heini holte die Flasche. Der Mann machte die scheinbar noch nie geöffnete Flasche selbst auf, setzte sie an und trank sie in Anbetracht des großen

© VERLAG LUDWIG

2025_Steffen.indd 72 10.11.25 16:11

Durstes fast mit einem Zug leer. Zwei Minuten später trank er den Rest. Nach zehn Minuten wurde der Gerichtsvollzieher unruhig, fing an zu furzen, lief grün an und dann wieder rot. Nun fragte er die Kinder, wo das Klo sei, denn er müsse dringend mal. Heini hatte seine Geschwister vorher informiert und sie antworteten nicht ganz wahrheitsgetreu: »Wir haben keins, im Sommer erledigen wir unser Geschäft hinter dem Misthaufen und im Winter im Kuhstall.« Da durch die Ferienzeit fast alle Kinder zu Hause waren und sich auf dem Hof herumtrieben, wollte der vornehme Mann natürlich nicht hinter den Misthaufen gehen.

Wie ein geölter Blitz sprang er in seinen Käfer und startete wie ein Porsche. Er kam an diesem Tag nicht wieder und Vater August war befreit. Aber leider war er auch durch Heinis taktisches Manöver nicht von den Schulden befreit. Der Gerichtsvollzieher drohte nun mit Zwangsvollstreckung, jetzt musste etwas passieren.

Es ergab sich, dass August in der Kreisstadt einen Posten in einer Fabrik bekam, und zwar als Nachtwächter. So fuhr er nun jeden Abend mit seinem Moped die zwanzig Kilometer zur Arbeit und am Morgen wieder zurück. Tag für Tag und das auch im kalten Winter. Zu beneiden war der arme August bestimmt nicht, denn nebenbei hatte er noch auf dem Hof zu tun. Auch wenn die Kinder ordentlich mithalfen, blieb noch genug Arbeit für August übrig. Dass nun die ehelichen Pflichten zu kurz kamen, war kein Wunder. Da aber Amanda auf diese Seite der ehelichen Beziehungen viel Wert legte, kam es leider, wie es kommen musste. Amanda hatte plötzlich einen Liebhaber, der des Öfteren, so ein- bis zweimal die Woche, an Augusts Stelle Amanda zu höchsten Wonnen verhalf. Dieser Galan war der Großknecht von Bauer und Bürgermeister Karl Wichers. Er kam immer so gegen elf Uhr, wenn die

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 73 10.11.25 16:11

Kinder schon schliefen, ganz leise durch die Dielentür und schlich dann die Treppe hoch zum Elternschlafzimmer, wo ihn Amanda schon sehnsüchtig erwartete. Gegen Morgen, nach verbrachter Liebesnacht, verließ er das Gemach aber vorsichtshalber durch das Fenster, und zwar sprang er, jung und rüstig, wie er noch war, vom Fenster aus in einen Sandhaufen, der vom Bauen übrig geblieben war.

Heini bekam das Ganze mit der Zeit mit. Traurig über das schändliche Treiben seiner Mutter, sann er auf Abhilfe. In einer stürmischen und regnerischen Nacht, der Liebhaber war gerade wieder bei seiner Mama, schaufelte er den Sandhaufen mit seinem inzwischen eingeweihten Bruder Paul an die Seite, und ganz leise und vorsichtig brachten sie nun einige Schubkarren voll stinkendem Schweinemist an diesem Platz unter dem Fenster. So gegen fünf Uhr in der Frühe startete Paul sein Moped. Amanda und ihrem Liebhaber blieb das Herz fast stehen; sie dachten, August komme von der Arbeit. In Panik sprang der Großknecht fast unbekleidet aus dem Fenster, landete mitten im Schweinemist und schrie vor Schreck auf. Heini und Paul konnten sich nicht halten vor Lachen, ihnen liefen die Tränen über die Wangen. Der Galan aber rappelte sich auf und lief, so dreckig und stinkend, wie er war, ohne Hemd und Schuhe in Richtung Dorf. Er kam nie wieder.

Übrigens machte Heini nach der Schule eine Maurerlehre und schon mit zwanzig Jahren heiratete er ein nettes Mädchen aus dem Nachbardorf und baute sich dort auch ein eigenes Haus. Alle Achtung, aus dem dummen Heini ist ein fleißiger und geachteter Handwerker geworden!

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 74 10.11.25 16:11

Der olle Harms

Am Anfang meiner Reisezeit in den sechziger Jahren besuchte ich auch Ortschaften und Gegenden, in denen meine Firma nicht vertreten war, um neue Kunden zu gewinnen. Eines Tages kam ich zu einer kleinen Gruppe von drei Höfen. Der erste Betrieb lag rechts an der Straße, er sah ziemlich klein aus, aber egal! Hier war gerade ein alter Mann mit der Hacke im Garten am Kratzen. Ich hielt an, stieg aus und grüßte höflich. Der Alte sah mich misstrauisch an, aber ich ließ mich nicht entmutigen, sprach mit ihm über das Wetter und den schönen Tag. Nun stellte ich mich vor, sagte ihm, wo ich herkomme und was ich wolle. Da sagte der Alte lang und breit gezogen: »Tja, ich hab' hier nichts zu sagen, da musst du schon mit meinem Vater sprechen.«

Ich war baff. Hätte er gesagt, ich solle mit seinem Sohn sprechen – damit hätte ich schon gerechnet, aber nicht mit seinem Vater, denn der Alte war bestimmt schon mindestens siebzig Jahre alt. Dann grinste er schelmisch, guckte zur Tür und sagte: »Da kommt mein Vater gerade!« Und da kam er, der alte Harms, circa einen Meter und sechzig groß, kugelrunder Kopf und Bauch und das breite Gesicht mit einem unheimlich breiten Kaiser-Wilhelm-Bart verziert. Mittendrin im Gesicht steckte eine dicke, qualmende Zigarre, und die kleinen, glänzenden Schweinsaugen sprangen hin und her.

Naja, wir unterhielten uns nett und lang, dabei erfuhr ich auch, dass er dreiundneunzig Jahre alt war. Aber mit ihm

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 75 10.11.25 16:11

groß zu handeln, das habe nicht viel Zweck, denn die Landwirtschaft lasse er gerade auslaufen, weil er altersbedingt nicht mehr so recht könne, wie er wolle, und mit der Jugend sei so oder so nicht mehr viel los. Sein Sohn Max sei erst einundsiebzig Jahre alt und noch klappriger als er.

In den nächsten Jahren traf ich den alten Harms des Öfteren: Entweder war er mit seinem Damenfahrrad unterwegs oder er saß auf der Gartenbank vor der Tür. Ich hielt stets an, um mit ihm zu klönen, was er auch zu gern mochte, und ich hatte immer das Gefühl, dass er dankbar dafür war. Ich unterhielt mich wirklich gern mit ihm. Er war mir sympathisch und zum anderen erfuhr ich auch sehr viel über die alten Zeiten. Ich kannte ihn nur Zigarre rauchend.

Eines Tages saß er wieder auf seiner Bank, er sah sehr traurig aus und ich hielt an. Ja, sein Sohn Max sei mit fünfundsiebzig Jahren gestorben, der Doktor meinte, es sei Altersschwäche gewesen und er habe ja immer gewusst, dass er Max nicht durchkriegen würde, denn Max sei eigentlich immer etwas kränklich gewesen. Wilhelm Harms war jetzt siebenundneunzig Jahre alt. Nun wohnte er mit seiner jüngsten Schwester Rosemarie ganz allein auf dem alten Bauernhof. Rosemarie war auch schon vierundachtzig Jahre alt, sie war nie verheiratet gewesen und hatte immer bei ihrem Bruder auf dem Hof gelebt, sozusagen als Magd. Erst als der Wilhelm vor vielen Jahren Witwer wurde, übernahm Rosemarie den Haushaltsvorstand und war somit in Stellung und Ansehen bei allen gestiegen. Sie wurde von allen Nachbarn nur liebevoll Röschen genannt. Röschen hat sich auch in all den Jahren, in denen ich sie kannte, nie verändert. Sie sah immer gleich alt aus, hatte im Winter immer eine dicke grüne Pudelmütze auf und im Sommer immer den gleichen gelben Strohhut auf dem Kopf, durch den, da er in Jahrzehnten ziemlich abgegrif-

© VERLAG LUDWIG (KIEL)

2025_Steffen.indd 76 10.11.25 16:11

fen und ramponiert war, das grauweiße Haar hindurchguckte. Röschen war von kleiner Gestalt und sehr, sehr hager und mager und immer am Rennen, alles musste im Galopp gehen, was ihr auch des Öfteren blaue Flecken einbrachte.

So wollte sie einmal wieder eilig und rennend die große Sau füttern. Dabei rutschte sie in der Sauenbucht auf der Schweinescheiße aus. Die alte Sau guckte blöde zwischen den Schlappohren hervor und grinste. Röschen vergaß vor Schreck das Aufstehen und schrie bloß immer: »Wilhelm, Wilhelm, help mi, siehst du dat denn nicht, die Sau will mi fressen!« Wilhelm stand in der anderen Ecke des Stalls und grinste. Naja, Sau und Röschen haben alles gut überstanden.

Wilhelm Harms hatte zwar noch einen Sohn, aber der war in den zwanziger Jahren nach Amerika ausgewandert, und seine Tochter war in Hamburg mit einem Stadtmenschen verheiratet. So einem Beamtenkniesel, die Wilhelm so und so nicht leiden konnte. Aber ab und zu kamen die Hamburger mal zu Besuch und das brachte Leben in die Bude. Zumal Wilhelm drei Enkelkinder hatte und schon acht Urenkel, und alle wohnten im schönen Hamburg.

So lief nun die Zeit dahin und Wilhelms hundertster Geburtstag rückte immer näher. Der Saal war schon bestellt, die Festreden wurden von den Nachbarn, Freunden und Verwandten einstudiert und die Feuerwehrkapelle übte fleißig. Das ganze Dorf war schon in freudiger Erwartung, denn einen hundertjährigen Geburtstag gab es nicht alle Tage. Wilhelm sagte mir einmal, dass es überhaupt nicht schwer sei, hundert Jahre alt zu werden, man müsse nur nicht vorher tot umfallen!

Nun aber machte Wilhelm allen einen dicken Strich durch die Rechnung. Neun Tage vor seinem hundertsten Geburtstag blieb er einfach tot. Röschen fand ihn morgens in seinem

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 77 10.11.25 16:11

Bett, tot und grinsend. Das Geburtstagsfest wurde abgeblasen, aber dafür gab es eine große, ehrwürdige und schöne Beerdigung.

Einige Tage nach Wilhelms Beerdigung traf ich die Altbäuerin Wilma Püssel allein zu Hause an. Sie war auch schon hoch in den Neunzigern, aber geistig und körperlich noch sehr rüstig, das muss wohl an der gesunden Landluft liegen! Automatisch kamen wir auf den verblichenen Wilhelm zu sprechen. »Ja, ja«, sagte Oma Püssel, »der Wilhelm, das war früher ein ganz Schlimmer. In den Ersten Weltkrieg wurde er wegen Krankheit, angeblich Herzschwäche, nicht eingezogen, aber jeden zweiten Tag war er besoffen. Einmal, Wilhelm hatte als erster in der ganzen Gegend ein künstliches Gebiss, war er auf einem Feuerwehrball so betrunken, dass er das ganze Essen mitsamt dem funkelnagelneuen Gebiss auf dem Klo ausspuckte. Aber Gott sei Dank gab es damals noch keine Spültoilette und so fand Wilhelm zwei Tage später auf dem Klosett im sogenannten Goldeimer sein Gebiss wieder. Bis zu seinem späten, aber doch neun Tage zu voreiligen Tod tat es ihm gute Dienste. Auch hinter den Frauen war der Wilhelm her gewesen wie der Teufel hinter den Seelen. All die Kriegswitwen aus dem Ersten Weltkrieg hatte er getröstet.« Dabei bekamen Oma Püssels Augen einen sehnsüchtigen, melancholischen Ausdruck, wie man es nur bei verliebten jungen Mädchen kennt. Oma Püssel war Kriegswitwe des Ersten Weltkriegs.

Gott hab ihn selig, den Wilhelm Harms!

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 78 10.11.25 16:11

Biografie

Ich stamme aus einer alten Bauernfamilie aus Westpreußen (heute Polen). Durch den Krieg ging der Bauernhof verloren; Landwirtschaft liegt mir im Blut. In meiner Jugend war ich mehr auf den Bauernhöfen als in der Schule zu finden.

Danach machte ich eine landwirtschaftliche Lehre und war als Wirtschafter auf mehreren Großbetrieben tätig. Dann besuchte ich mehrere Fachschulen und schloss meine Ausbildung als Diplom-Agraringenieur ab. Als Büromensch bin ich überhaupt nicht zu gebrauchen. Im Hintergrund war immer der Wunsch nach einem eigenen Bauernhof. So ging ich in den Landhandel (Verkauf von Futtermittel, Dünger usw. Jetzt konnte ich je nach Umsatz viel Geld verdienen, das hat geklappt – ich holte den Umsatz in kurzer Zeit.

Bei meinen Besuchen der Bauern habe ich viele lustige Storys erlebt. 1982 kauften wir uns eine circa 200 Hektar große Ranch (für Rinder) in Ontario, Kanada. Hier gab es viel zu tun, 70 Stunden pro Woche waren normal. Die Farm war stark vernachlässigt, da elf Jahre unbewohnt. Da die Winter in den Jahren 1986/87 stets streng waren, habe ich nur das Vieh versorgt.

Ich erinnere mich gern an die erlebten Storys und fing an zu schreiben; dabei habe ich die Geschichten in lustigem und humorvollem Licht dargestellt.

Meine liebe Frau Elsbe (leider inzwischen verstorben) hat alles mit der Schreibmaschine abgetippt. Ich habe für jede

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 79 10.11.25 16:11

Story ungefähr zwei bis drei Stunden gebraucht. Die ganzen Geschichten wurden dann in den Schreibtisch verbannt. Nach dem Tod meiner Frau habe ich sie wieder ausgegraben und gelesen. Ich musste selbst lachen. Dann habe ich gedacht, so einfach liegen lassen geht nicht! Ich habe die Geschichten dann einer Sabine Hinze geschickt. Sie hat das Manuskript ihrer Arbeitskollegin gegeben, beide haben sie gelesen und waren begeistert.

Wichtig ist mir, dass die Menschen auch mal was zu lachen haben und sich freuen, denn traurige und schlimme Sachen gibt es ja wirklich genug auf der Welt.

© VERLAG LUDWIG KIEL

2025_Steffen.indd 80 10.11.25 16:11